

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:
Den Blick zum Himmel erheben

307

Pfr. Dr. François Reckinger:
Die Pfarrei und Ihre Mission

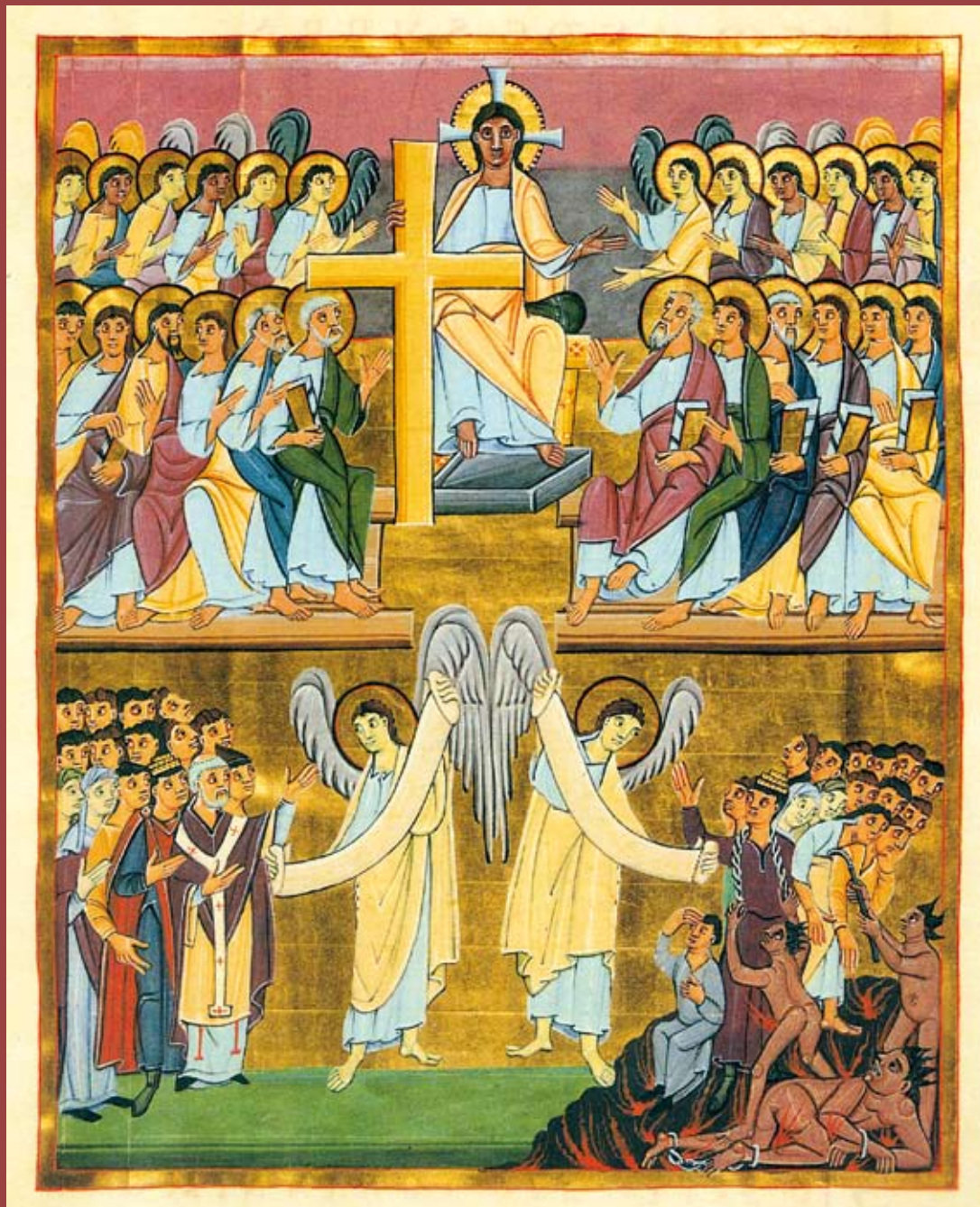
314

Prof. Dr. Dr. hc. Lothar Roos:
Von Liberalismus und Sozialismus
zur Zivilisation der Liebe

318

Katholisches Wort in die Zeit

51. Jahr November 2020



INHALT

Papst Benedikt XVI.:
Den Blick zum Himmel erheben 307

Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus:
Hoffnung über den Tod hinaus 308

Diakon Raymund Fobes:
Wo Liebe und Gerechtigkeit ist 310

Rektor Pfr. Georg Alois Oblinger:
Volksfrömmigkeit und architektonische
Meisterleistung 312

Pfr. Dr. François Reckinger:
Die Pfarrei und Ihre Mission 314

Franz Salzmacher:
Liebe war das Schlüsselwort 316

Ludwig Gschwind:
Selig, die im Herrn sterben 317

Prof. Dr. Dr. hc. Lothar Roos:
Von Liberalismus und Sozialismus
zur Zivilisation der Liebe 318

Gerhard Stumpf:
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Eusebius Franz Kühn 323

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
Pauli Schiffbruch 324

Jürgen Liminski:
Recht, Gesetz und Glaube 326

Pastoralreferent Alfons Zimmer:
Berliner Mauer an der Ruhr 330

Auf dem Prüfstand 331
Bücher 333
Veranstaltungen 335

Impressum „Der Fels“ November 2020 Seite 335
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Jüngste Gericht

H. Fillitz, R. Kahsnitz, U. Kuder: Perikopenbuch
Heinrich II. S. Fischer 1994, Tafel 55
Titelbeschreibung S. 334

Foto- und Quellennachweise: Seite 332

Liebe Leser,

Seit neun Monaten bestimmt die Corona-Pandemie „weitgehend“ unser Leben, auch die religiöse Praxis. Da tauchen immer stärker Fragen auf, ob die Corona-Eindämmungsstrategie angemessen ist und wann die Einschränkungen sowie die Außerkraftsetzung von Grundrechten wieder vollständig zurückgenommen werden. Wer solche Fragen stellt, ist deswegen noch kein Spinner oder Corona-Leugner. Die „Corona-Pandemie“ zwingt die Erkenntnis auf: Der Mensch hat nicht alles im Griff. Wer berechnete Fragen stellt, stößt zunehmend auch bei Medien, die in der Gesellschaft eine Kontrollfunktion hätten, auf das, was als „cancel culture“ bezeichnet wird. Was ist „cancel culture“? Dieter Stein hat sie (JF, 4.9.2020) so beschrieben: Personen, die Meinungen vertreten, die nicht „Mainstream“ sind, werden „stumm geschaltet und stigmatisiert“, „markiert, an den Pranger gestellt und aus dem Diskurs aussortiert“, „umstrittene Verdächtige werden kaltgestellt“, „Anstößigen Autoren, Politikern werden Äußerungsmöglichkeiten entzogen.“ So wird geistige Auseinandersetzung, die in Zeiten der Verwirrung besonders nötig wäre, erstickt. Die Gräben in der Gesellschaft werden vertieft. Wir sollten uns dagegen wehren! Die Corona-Pandemie kann das Leben gefährden. Das Leben hat für alle einen hohen Wert. Für Menschen, die nicht an Gott glauben, für die alles mit dem Tod endet, ist das Leben zum höchsten Gut geworden. Christen, die nicht nur in der Corona-Zeit, sondern jeden November den Tod als einen Teil der Lebenswirklichkeit bedenken, können gelassener sein. Als Erlöste können sie verängstigte Gottferne an ihrer Hoffnung teilhaben lassen.

Das Wort „wir schaffen das!“ kommt heute nicht mehr so leicht über die Lippen wie 2015. Es hat

schon damals nicht gestimmt: Die Bundesaussgaben (ohne Länder und Kommunen) für die Migranten haben 2020 fast 80 Mrd. Euro erreicht (JF, 4.9.2020). Zwar haben rund die Hälfte der Zuwanderer eine Beschäftigung gefunden, aber nicht dort, wo sie am meisten gebraucht würden, als Fachkräfte. Auffallend bleibt, dass die Frage, was will uns Gott mit der „Pandemie“ sagen, kein Thema ist. Bei denen, die nicht an Gott glauben, erübrigt sich diese Frage. Sie versuchen den Wiederaufbau der Gesellschaft und der „Normalität“, wie jene, die den Turm von Babylon errichtet haben – ohne Gott. Aber auch für viele Bischöfe ist die Frage ein Tabu. Dabei wäre sie hilfreich. Wenn der allmächtige Gott, dessen Wesen die Liebe ist, die „Corona-Pandemie“ zulässt, dann will er uns helfen, den Lebensstil zu überdenken und zu ändern. In der jetzigen Krisensituation, in der viele verängstigt und ratlos sind, fehlt weithin die Stimme der Ortskirche. Der „Synodale Prozess“ nimmt auch den Bischöfen, die eine Reform, die am Wort Gottes und an der Lehre der Kirche Maß nimmt, anstreben, viel Zeit und Kraft. Nach der Generalversammlung von Frankfurt und den Regional-konferenzen fasst die Tagespost zusammen: „Wunschdenken, offene Häresie, unrealistische Forderungen, Analyse und dann und wann auch katholische Lehre stehen unsortiert nebeneinander“... (Tagespost, 10.9.2020). Wir stehen an der Seite derer, die wirkliche Reformen wollen!



Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Den Blick zum Himmel erheben

*Papst Benedikt XVI.
zum Hochfest Allerheiligen 2010*



Das Hochfest Allerheiligen, das wir heute feiern, lädt uns ein, den Blick zum Himmel zu erheben und über die Fülle des göttlichen Lebens nachzudenken, das uns erwartet. »Jetzt sind wir Kinder Gottes. Aber was wir sein werden, ist noch nicht offenbar geworden« (1 Joh 3,2). Mit diesen Worten versichert uns der Apostel Johannes der Wirklichkeit unseres tiefen Bandes mit Gott wie auch der Gewißheit unseres künftigen Schicksals. Als geliebte Kinder empfangen wir daher auch die Gnade, um die Prüfungen dieses Daseins auf Erden zu ertragen – den Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, die Missverständnisse, die Verfolgungen (vgl. Mt 5,3–11) –, und gleichzeitig erben wir bereits jetzt das, was in den Seligpreisungen des Evangeliums verheißen ist, »in denen das neue Bild von Welt und Mensch aufleuchtet, das Jesus eröffnet« (Benedikt XVI., *Jesus von Nazareth, Freiburg-Basel-Wien 2007, S. 101*). Die Heiligkeit, Christus in sich selbst einzuprägen, ist das Ziel des Lebens des Christen.

Der sel. Antonio Rosmini schreibt: »Das Wort hatte sich selbst in die Seelen seiner Jünger mit seinem sinnlich erfahrbaren Aspekt eingepreßt ... und mit seinen Worten ... hatte er den Seinen jene Gnade verliehen ..., durch welche die Seele unmittelbar das Wort wahrnimmt (Antropologia soprannaturale [Übernatürliche Anthropologie], Rom 1983, S. 265–266). Wir verkosten bereits im voraus das

Geschenk und die Schönheit der Heiligkeit jedes Mal, wenn wir an der eucharistischen Liturgie teilnehmen, in Gemeinschaft mit der »unendlichen Schar der Seligen, die im Himmel mit lauter Stimme auf ewig die Rettung durch Gott und das Lamm preisen (vgl. Offb 7,7–10). »Zum Leben der Heiligen gehört nicht bloß ihre irdische Biographie, sondern ihr Leben und Wirken von Gott her nach ihrem Tod. In den Heiligen wird es sichtbar: Wer zu Gott geht, geht nicht weg von den Menschen, sondern wird ihnen erst wirklich nahe« (Deus caritas est, 42).

Getröstet durch diese Gemeinschaft der großen Familie der Heiligen werden wir morgen aller verstorbenen Gläubigen gedenken. Die Liturgie des 2. November und der fromme Brauch des Besuchs auf den Friedhöfen rufen uns in Erinnerung, dass der christliche Tod Teil des Weges der Annäherung an Gott ist und dass er verschwinden wird, wenn Gott alles in allen sein wird. Der Abschied von dem, was auf Erden lieb ist, ist gewiss schmerzlich, doch dürfen wir ihn nicht fürchten, da er, wenn er vom Fürbittgebet der Kirche begleitet wird, das tiefe Band nicht zerreißen kann, das

uns in Christus eint. Diesbezüglich sagte der hl. Gregor von Nyssa: »Er, der alles in Weisheit geschaffen hat, hat diese schmerzhafteste Verfügung als Mittel der Befreiung vom Bösen und als Möglichkeit der Teilhabe an den erhofften Gütern gegeben« (De mortuis oratio, IX, 1, Leiden 1967, S.68).

Liebe Freunde, die Ewigkeit ist nicht eine immer weitergehende Abfolge von Kalendertagen [...], sondern etwas wie der erfüllte Augenblick, in dem uns das Ganze umfängt und wir das Ganze umfassen (vgl. Spe salvi, 12), des Seins, der Wahrheit und der Liebe. Der Jungfrau Maria, der sicheren Führerin zur Heiligkeit, vertrauen wir unsere Pilgerfahrt zur himmlischen Heimat an, während wir um ihre mütterliche Fürsprache für die ewige Ruhe all unserer Brüder und Schwestern bitten, die in der Hoffnung auf die Auferstehung entschlafen sind.

© LEV



Dr. Anton Ziegenaus:

Hoffnung über den Tod hinaus

Die Botschaft von Allerheiligen und Allerseelen

Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen;
Die Welt wird alt, wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer
Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er im
Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er –
die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer
schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündigt es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende
Seele nicht.

Friedrich Schiller

Friedrich Schiller betont in seinem Gedicht, dass der Mensch immer ein Hoffender ist. Auch wenn die Ärzte einen Kranken aufgeben, in ihm lebt doch die Hoffnung: Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf. Diese starke Hoffnung (über den Tod hinaus) durchwirkt alle Menschen, die spüren: Zu was Besserm sind wir geboren. Wie eng Hoffen und Leben verbunden sind, erkannten schon die alten Römer:

„Dum spiro, spero. Solange ich atme, hoffe ich.“ Hoffnungslosigkeit ist das Schlimmste, was den Menschen treffen kann, weshalb Dante über den Hölleneingang die Inschrift setzt: „Gebt alle Hoffnung auf, ihr die ihr eintretet (Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate“).

Hier stellt sich allerdings die Frage nach dem Grund für die Hoffnungslosigkeit. Ist Gott rachsüchtig? Hasst er den Menschen, der sich ein Leben lang nicht um ihn gekümmert hat? Gott ist die Liebe, wie wir im NT lesen können (vgl. 1 Joh 4,8). Niemand kann den, der wesenhaft die Liebe ist, umwandeln zu dem, der hasst. Gott hasst nie. Der Mensch bringt sich selbst in die Gottesferne.

Aus dieser Liebe heraus hat der Vater seinen Sohn gesandt und ihn für uns hingegeben. Wenn wir Menschen die Liebe Gottes verstehen wollen, müssen wir die Hingabe immer mehr bedenken. Johannes macht diese Liebe Gottes bewusst, indem er das „so sehr“ erklärt: Denn „so sehr liebte Gott die Welt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“ (Joh 3,18). Den gleichen Gedanken äußert der Apostel Paulus: „Der seines eigenen Sohnes nicht schonte, sondern für uns alle ihn hingab, wie sollte er mit ihm uns nicht auch alles schenken“ (Röm 8,32). Gottes Liebe zeigt sich darin, dass er zwar Abrahams Sohn geschont hat, nicht aber den eigenen. Daraus schließt Paulus: Eine solche Liebe wird uns alles schenken, auch, wie Augustinus hinzufügt, „das ewige Leben“.

Diese göttliche Liebe ist für uns Menschen nicht fassbar und wenig vorstellbar. Wir sehen und erleben nur den Tod, das Ende. Noch am Gra-

be die Hoffnung aufzupflanzen, ist daher unrealistisch, reines Wunschdenken („schön wär's, aber es ist nicht so“), heißt: einem Fantasiebild nachzulaufen, ein Opium zu reichen, das über die bittere Wirklichkeit des Endes hinwegtröstet. So sagen die einen. Der gläubige Christ weiß von der Wirklichkeit Gottes, von seiner Liebe und vertraut darauf. Das Vertrauen auf diese Liebe des Vaters, der seinen eigenen, geliebten Sohn für uns hingibt, lässt über den Tod hinaus hoffen.

Grund für diese Hoffnung ist der Glaube an die Auferstehung Jesu Christi (vgl. 1 Kor 15). Menschen ohne diesen Glauben nennt der Apostel Paulus Menschen, „die keine Hoffnung haben“ (1 Thess 4,13). Die Auferweckung Jesu rückt in der Sicht der Urkirche derart in den Mittelpunkt, dass Gott, der bei den Juden den Beinamen „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“ trug, näherhin bestimmt wird, als der Gott, der Jesus auferweckt hat. Die Christen glauben an „den, der Jesus unseren Herrn, von den Toten erweckt hat“ (vgl. Röm 4,24; ferner 8,11; 10,9; Gal 1,1; 1 Thess 1,10). Ähnlich 1 Petr 1,21: Durch Christus „seid ihr zum Glauben gekommen, der ihn von den Toten auferweckt und ihm die Herrlichkeit gegeben hat, sodass ihr an Gott glauben und auf ihn hoffen könnt“. Die Auferweckung Jesu hat also dem Gottesbild einen neuen Gesichtspunkt hinzugefügt.

Man kann also zusammenfassend sagen: Hoffnungslos sind die Verdammten in der Hölle, denn die Höllestrafe dauert lang; Jesus spricht vom „ewigen Feuer“ (Mt 25,41) und vom „Wurm, der nicht stirbt“ (Mk 9,46). Die Liebe Gottes, der seinen Sohn für uns hingegeben hat, will uns alles schenken, auch das ewi-

ge Leben. Im Bild gesprochen: Der Riegel zur Höllentür ist nicht außen, sondern drinnen. Der Verbannte will nicht hinein.

Die Frage könnte nun gestellt werden: Hat der Ungläubige, der Atheist keine Hoffnungssehnsucht? Doch, aber er will sie ohne Gott aus eigener Kraft erfüllen. So propagierten Karl Marx und der Kommunismus ein Paradies auf Erden, also eine Hoffnung ohne Gott. Der humanistische Atheismus erlitt ab den vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts starke Rückschläge. Die sog. Revisonisten entdeckten neben der Masse den Einzelnen, der trotz technischen Fortschritts leidet und stirbt. Ernst Bloch, ein Hoffnungsphilosoph auf marxistischer Grundlage, sucht nach Bildern für eine weltimmanente Zukunft, sozusagen im irdischen Paradies: „Glück, Freiheit, Nichtentfremdung, Goldenes Zeitalter, Land wo Milch und Honig fließen, das Ewig-Weibliche, Trompetensignal im Fidelio.“ Die Hoffnung flüchtet sich in bloßer Wortkunst. Leo Scheffczyk sagt dazu: „Es sind Aussagen derer, die keine Hoffnung haben, aber sie wenigstens sprachlich suggerieren möchten.“ Bei allem Wortzauber und schönen Bildern muss Bloch entgegengehalten werden, dass es das eigentliche Problem, die Todesnot, den Einzelnen (dass *Ich* sterbe, *ich* leide, *ich* werde ungerecht behandelt) nicht sehen will.

Der Fortschrittsglaube kann nicht die Probleme und Nöte des Menschen überwinden, dies zeigt gerade die ökologische Diskussion der Zeit. Ein atheistischer Humanismus kann die Hoffnungslosigkeit angesichts des Todes und des Leides, der Schuld, nicht beseitigen. Ohne „den Gott der Hoffnung“ (Röm 15,13) und ohne den Auferstehungsglauben hat der Mensch keine Hoffnung, er kann tabuisieren und verdrängen, wie die aktuelle Demoskopie belegen kann. Der Gläubige bittet Gott um die Gnade, das Unvergängliche mehr zu lieben als das Vergängliche.

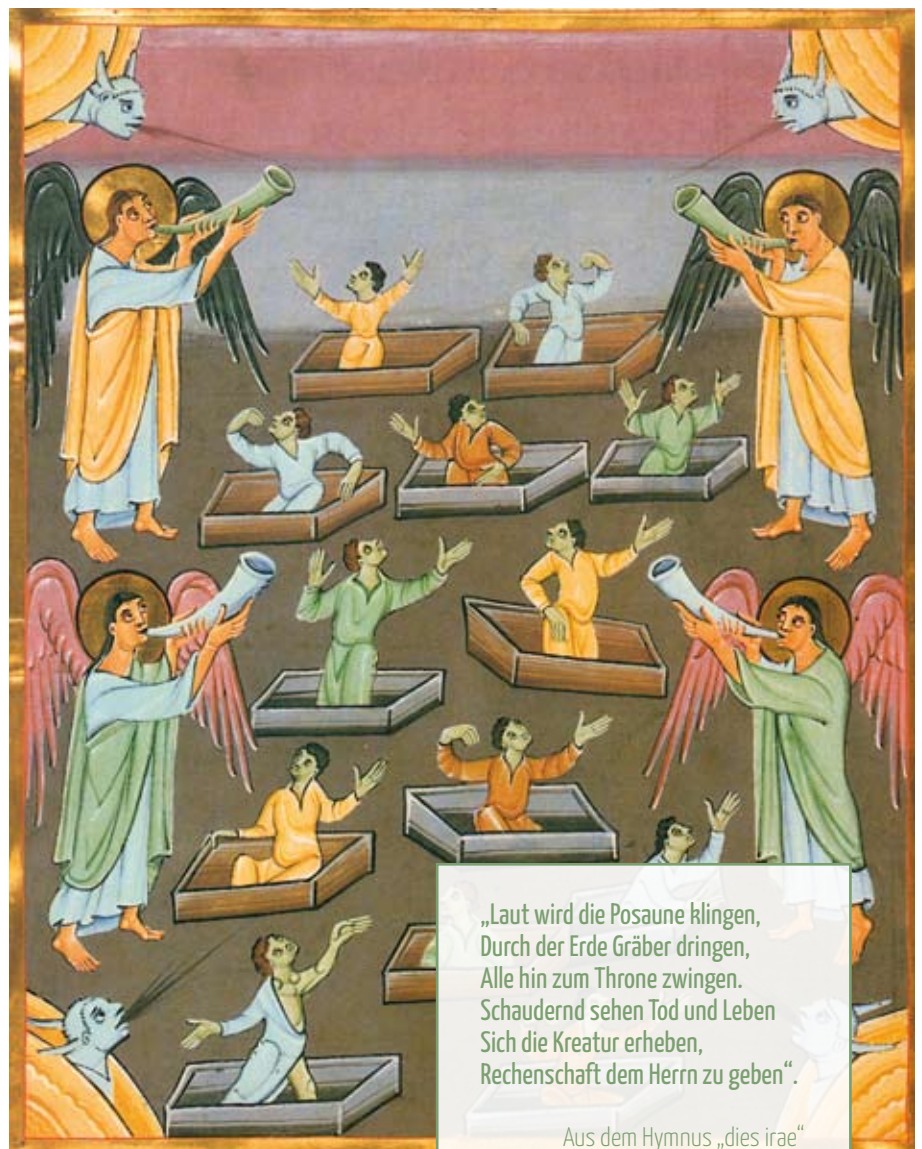
Ein Christ weiß um die Sehnsucht der Hoffnung als Existential seines

Lebens. Der Neomarxist Bloch hat trotz seines Hoffnungsgeredes in einer lichten Stunde die Hoffnungslosigkeit und das Defizit eines realen „Hoffnungspotentials“ eingestanden: „Die Kiefer des Todes zermalmen alles und der Schlund der Verwesung frisst jede Teleologie. Der Tod ist der größte Spediteur der organischen Welt, aber zu ihrer Katastrophe.“¹

Denkerisch etwas weiter spricht Max Horkheimer von der Sehnsucht, die nicht in dieser Welt erfüllt werden kann, und von der Sehnsucht nach dem Ganz-Anderen. Hier berührt Horkheimer die Gottesfrage, aber ohne sich zu einem personalen Gott zu bekennen. Er spricht auch von der Hoffnung als „Ausdruck einer Sehnsucht“, dass der Mörder nicht „über das unschuldige Opfer triumphieren möge“. Als Jude hat er die Unrechts-tat der Shoa vor Augen, die nicht

durch eine vermehrte Aufklärung, sondern durch einen verkehrten Willen begründet werden müsse. Horkheimer kommt hierin christlichem Denken nahe, bleibt aber in seinem Vorraum stehen, wenn er nicht theistisch Gott als Person und als Richter (im Weltgericht) berücksichtigt.

Dabei hofft der Mensch nicht nur für sich, sondern für die ganze Schöpfung. Denn schon im ersten Jahrhundert, nicht erst in der umweltbewussten Gegenwart, spricht Paulus vom „Harren“ der Schöpfung: „Wir wissen, dass bis zum heutigen Tag die gesamte Schöpfung mit in Seufzen und in Wehen liegt.“ ... Dieses Harren der Schöpfung ist ein „Warten auf die Offenbarung der Söhne Gottes“ (vgl. Röm 8,19ff). Denn auf Hoffnung hin sind wir gerettet. Der Glaube weiß von einer neuen Schöpfung und einer neuen Erde. □



„Laut wird die Posaune klingen,
Durch der Erde Gräber dringen,
Alle hin zum Throne zwingen.
Schaudernd sehen Tod und Leben
Sich die Kreatur erheben,
Rechenschaft dem Herrn zu geben“.

Aus dem Hymnus „dies irae“

¹ Prinzip Hoffnung, Frankfurt 1959, S. 1302

Wo Liebe und Gerechtigkeit ist

Der November gilt als Totenmonat. Er erinnert, vor allem durch das Fest Allerseelen, daran, dass wir Menschen sterblich sind – etwas, was viele gern verdrängen, was allerdings ein Faktum ist, das am Ende jeden einholen wird. Als Christen jedoch dürfen wir darauf hoffen, dass am Ende nicht das Nichts und die Sinnlosigkeit stehen, sondern ein Leben mit Gott. Dieses Leben mit Gott nach dem Tod ist nun zwar ein wunderbares Geschenk, jedoch braucht es auch eine Vorbereitung von uns, dass wir dieses Geschenk wirklich gut annehmen können. Es geht darum, fähig zu werden, Gott wirklich zu lieben, denn nur für den, der Gott wirklich lieben kann, ist es möglich, am Ende in die Glückselig-

keit einzugehen. Wer aus freiem Willen und bei klarer Erkenntnis Gott total ablehnt und sich auch durch nichts umstimmen lässt, der kann das Beglückende des Himmels nicht erfahren. Wer aber bereit ist, Gott lieben zu lernen, der hat die besten Voraussetzungen für den Himmel – auch wenn er in diesem hehren Anspruch, Gott wirklich zu lieben, immer wieder scheitert. Denn Gottes Wort gilt: „So wahr ich lebe – Spruch Gottes, des Herrn – , ich habe kein Gefallen am Tod des Schuldigen, sondern daran, dass er auf seinem Weg umkehrt und am Leben bleibt“ (Ez 33, 11) und ebenso: „Sucht ihr mich, so findet ihr mich. Wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, lasse ich mich von euch finden“ (Jer 29, 13f). Dennoch

braucht es einen Ort der Reinigung – wohl für die meisten von uns, wie Papst Benedikt XVI. in seiner Enzyklika über die christliche Hoffnung „Spe Salvi“ schreibt.

Dieses Lehrschreiben ist ein sehr tröstlicher Text, in dem der Papst sehr deutlich macht, dass es Gott in seiner übergroßen Liebe wirklich darum geht, alle zu retten – was aber nicht bedeutet, dass uns das Heil so nachgeworfen wird, wie wenn man – um es mit Jesus selbst zu sagen – Perlen vor die Säue wirft. Nein, wir müssen schon den Wert der Liebe Gottes anerkennen, müssen ehrlich Antwort geben auf die Liebe Gottes und uns auch auf den Weg einlassen, in der Liebe wachsen zu wollen.

„Auch Toten ist das Evangelium ... verkündet worden“ (1 Petr 4,6). Im Abstieg zu den Toten vollendete sich die Verkündigung der frohen Botschaft vom Heil. Er ist die letzte Phase der messianischen Sendung Jesu – eine der Zeitdauer nach sehr knappe, aber ihrer Bedeutung nach unermessliche Phase: die Ausweitung des Erlösungswerkes auf alle Menschen aller Zeiten und aller Orte, denn allen Geretteten wurde die Erlösung zuteil. KKK 634



Im Grunde darf man wohl sagen: Wer wirklich gerettet werden will, also mit Eifer und Ernst danach strebt, der wird auch gerettet.

Es ist in „Spe Salvi“ das Kapitel III mit dem Titel „Das Gericht als Lern- und Übungsort der Hoffnung“ (die Nummern 41-48), in dem Papst Benedikt genau diese Fragen nach den letzten Dingen ausführlich behandelt. Gleich zu Beginn stellt er eine – vielleicht überraschende, weil auch vergessene – Parallele her: „Ich bin überzeugt, dass die Frage der Gerechtigkeit das eigentliche, jedenfalls das stärkste Argument für den Glauben an das ewige Leben ist“ (44). Der Papst leitet dies daraus her, dass die Hoffnung darauf, dass Gott am Ende Gerechtigkeit schafft, wesentliches Grundelement christlichen Glaubens von Anfang an ist. Atheistische Denkansätze der Neuzeit indessen meinten, dass wir Menschen selbst Gerechtigkeit schaffen müssen, weil es so viel an Unrecht und Leiden gibt, sodass es keinen gütigen und gerechten Gott geben kann. Doch dieser Versuch, selbst Gerechtigkeit zu schaffen – der im letzten auch anmaßend ist – scheitert. Papst Benedikt drückt es sehr plastisch aus: „Eine Welt, die sich selbst Gerechtigkeit schaffen muss, ist eine Welt ohne Hoffnung. Niemand und nichts antwortet auf das Leiden der Jahrhunderte. Niemand und nichts bürgt dafür, dass nicht weiter der Zynismus der Macht, unter welchen ideologischen Verbrämungen auch immer, die Welt beherrscht“ (42).

Hier wird die Gerechtigkeit Gottes und mit ihr das Jüngste Gericht zum Zeichen wirklicher Hoffnung, dass am Ende die „Missetäter ... nicht neben den Opfern in gleicher Weise an der Tafel des ewigen Hochzeitmahls (sitzen), als ob nichts gewesen wäre“ (44). Wenn Gott am Ende Gerechtigkeit schafft, ist das allerdings nichts, was beim Menschen Angst hervorrufen soll, es soll ihm aber seine Verantwortung bewusst machen. Denn in Gottes Gerechtigkeit ist zugleich Gnade, was im Kreuzestod und der Auferstehung seines Sohnes deutlich wird.

Wenn Gerechtigkeit und Gnade aber zwei Seiten der einen Medaille sind, so bedeutet das, dass es Gott wirklich nicht um eine brutale Endabrechnung geht, sondern er auf allen Wegen versucht, den Menschen zur Umkehr zu bewegen. Wo der Mensch sich aber total, aus freiem Willen und bei vollem Bewusstsein,



Und ein Buch wird aufgeschlagen,
Treu darin ist eingetragen
Jede Schuld aus Erdentagen.
(aus dem Hymnus dies irae)

dem verschließt, ist Rettung auch deswegen nicht möglich, weil Gott dem Anspruch dann nicht genügen kann, endgültig Gerechtigkeit zu schaffen. Zur Verdeutlichung zieht der Papst das Gleichnis vom reichen Prasser und dem armen Lazarus (Lk 16,19-31) heran. In dem reichen Prasser, der den armen Lazarus in seiner Not vollkommen ignoriert, wird von Jesus „das Bild einer von Übermut und Üppigkeit zerstörten Seele gezeigt, die selbst einen unüberbrückbaren Graben zwischen sich und dem Armen geschaffen hat: den Graben der Verslossenheit in den materiellen Genuss hinein, den Graben der Vergessenheit des Anderen, der Unfähigkeit zu lieben“ (44). Der Papst sagt, dass es auch tatsächlich Menschen geben kann, „die in sich den Willen zur Wahrheit und die Bereitschaft zur Liebe völlig zerstört

haben, (...) die dem Hass gelebt und die Liebe in sich zertreten haben“. Bei diesen Menschen ist die „Zerstörung des Guten unwiderrufflich“. Und dies wäre der Zustand der Hölle.

Andererseits kann es auch solche geben, „die sich ganz von Gott haben durchdringen lassen und daher ganz für den Nächsten offen sind – Menschen, in denen die Gottesgemeinschaft jetzt schon all ihr Sein bestimmt und das Gehen zu Gott nur vollendet, was sie schon sind“, Menschen, denen der Himmel gleich offen steht.

Allerdings sind diese zwei Extreme wohl nicht der Normalfall – der Normalfall wird der Zustand sein, den die christliche Tradition das Fegefeuer nennt, ein Ort der Reinigung und Heilung, der uns fähig macht, wirklich Gott so zu lieben, dass wir in der Ewigkeit glücklich werden, also in den Himmel kommen.

In einer kurzen Videobotschaft (Tagesimpuls vom 30.6.2020 bei domradio.de) hat der Kölner Weihbischof Ansgar Puff dieses Fegefeuer als ein Kino beschrieben, in dem jeder von uns nach dem Tod alleine sitzt und sein ganzes Leben als Film sieht. Bei jeder Bosheit und Gemeinheit (die gebeichteten Sünden ausgenommen) bleibt der Film stehen – solange bis ich mir existenziell eingestehe, gesündigt zu haben – mir also mein Handeln wirklich leid tut. Das wird weh tun. Dann läuft der Film weiter, und am Ende, wenn das Licht angeht, steht Gott vor mir und fragt: „Liebst du mich – möchtest Du jetzt immer bei mir sein?“

Glücklich werden wir dann, wenn wir „Ja“ ohne „Wenn und aber“ sagen. Dies einzuüben ist die Aufgabe in diesem Leben – gerade auch dadurch, wie Papst Benedikt zeigt, dass wir selbst durch unsere Liebe nach Kräften dazu beitragen, dass unsere Welt etwas gerechter wird, auch wenn am Ende Gott Gerechtigkeit schaffen wird. Und: Beten wir auch für unsere Mitmenschen, dass auch sie den Weg zum Himmel finden. Das schließt auch die ein, die noch im Fegefeuer auf das Öffnen der Himmelstür warten.



Georg Alois Oblinger:

Volksfrömmigkeit und architektonische Meisterleistung

Umfriedete Pfarrbezirke

Kirchen sind allerorts Zeugnisse des Glaubens und der Frömmigkeit einer Region. Ganz Ähnliches gilt auch für Friedhöfe. Hier kann vor allem die Bretagne mit architektonischen Meisterleistungen aufwarten. Im 16. und 17. Jahrhundert war die Bretagne eine der reichsten Provinzen Frankreichs, denn dort wurde der Flachs angebaut. Mit diesem wurde dann wertvoller Leinenstoff hergestellt und mit dem Schiff in nahezu alle Länder Europas exportiert. Der Leinenhandel wurde ergänzt durch den Handel mit Getreide und Papier, so dass die Bretagne schnell zu großem Wohlstand gelangte.

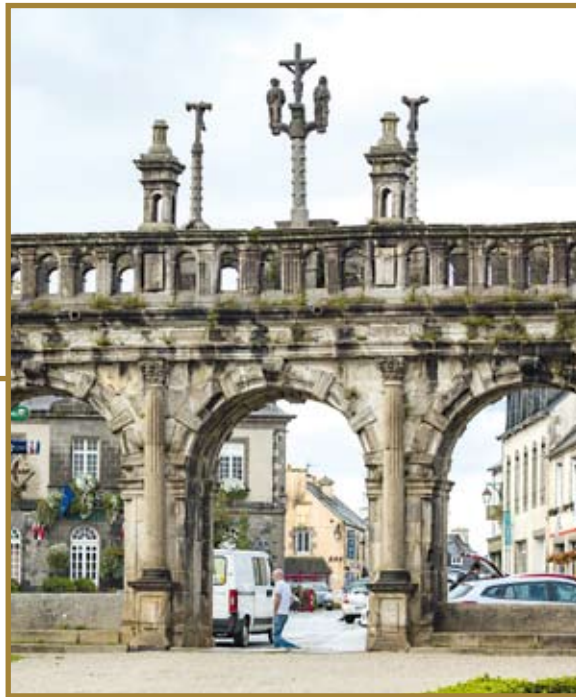
Die Bretagne war stets eine sehr fromme katholische Region und so kamen auch die Pfarrgemeinden durch die Spenden wohlhabender Gläubiger bald zu großem Vermögen, das dann in den Bau von Kirchen investiert wurde, aber ebenso auch in die Errichtung von umfriedeten Pfarrbezirken (enclos paroissiaux), einer architek-

tonischen Besonderheit der Bretagne. Diese wurden alle nach demselben Prinzip errichtet: Das Zentrum bildet die Dorfkirche, daneben befinden sich ein Friedhof, ein Beinhaus und ein Kalvarienberg. Der ganze Bezirk wird umschlossen von einer Umfriedungsmauer mit einem prächtigen Portal oder einem imposanten Torbogen.

Sehr bald entwickelte sich ein regelrechter Wettstreit unter den bretonischen Dorfgemeinden. Jeder wollte den höchsten Kirchturm, den schönsten Kalvarienberg oder den mächtigsten Triumphbogen haben. So finden sich im nördlichen Finistère, in der ehemaligen Grafschaft Léon, sehr üppig ausgestaltete Kirchen, die uns einen Vorgeschmack auf die Herrlichkeit des Himmels geben wollen. Doch um dorthin zu gelangen, muss man den umfriedeten Pfarrbezirk durchschreiten, in dem mit üppigem Figurenreichtum das Memento Mori und das Leiden Christi thematisiert werden.

Bis heute sind diese Meisterwerke der Architektur sehr gut erhalten und eine Besichtigung ist für alle religiös Interessierten sehr zu empfehlen. Auch liegen die Sehenswertesten von ihnen im Umkreis von nur 50 Kilometer zwischen Brest und Morlaix. Das Fremdenverkehrsamt hat sogar einen Circuit des Enclos Paroissiaux ausgeschildert. So gelangt man von St. Thégonnec über Guimiliau und Lampaul-Guimiliau nach Sizun und La Roche-Maurice bis nach La Martyre und Ploudiry.

Schon **St. Thégonnec** ist ein Highlight. Hier findet sich das vielleicht schönste Beinhaus der Bretagne, dessen Fassade mit korinthischen Säulen aufwändig gestaltet ist. Die Beinhäuser beherbergten die sterblichen Überreste und dienten ebenso als Kapelle. Zentrum des Pfarrbezirks bildet meist der Kalvarienberg (calvaire). Dieser ist ein figurenreiches Gebilde aus Granit, aus dem ein Kreuz weit in den Himmel ragt. Der



Kalvarienberg von **Guimiliau** besteht aus mehr als 200 Einzelfiguren, die sehr detailliert gearbeitet sind. Dieser Kalvarienberg ist so angeordnet, dass der Priester von einer Plattform in dessen Mitte die Predigt halten kann. Sind auf dem Kalvarienberg von St. Thégonnec hauptsächlich Passions-szenen zu sehen, so ist in Guimiliau und anderswo auch das Alltagsleben der Menschen dargestellt. Immer wieder ist auch der Teufel zu sehen, der an die täglichen Versuchungen erinnert und darauf hinweist, dass der Mensch auch das Ziel seines Lebens verfehlen kann.

In **Lampaul-Guimiliau** ist der Pfarrbezirk zwar etwas einfacher gestaltet, dafür ist das Innere der Kirche aber umso prächtiger. Kann schon die Kirche von Guimiliau mit einer Renaissance-Vorhalle aufwarten, so hat der nur drei Kilometer entfernte Nachbarort meisterhafte Schnitzwerke zu bieten: eine Kreuzigungsszene, eine Grablegung und zwei figurenreiche Seitenaltäre. Auch die Orgel und das Taufbecken mit Baldachin sind sehenswert.

In **Sizun** ist es vor allem das Triumphtor, das fasziniert. Seine drei Rundbögen erinnern an die römischen Triumphbögen der Antike. Über dem mittleren Bogen befindet sich eine kleine Kreuzigungsgruppe. Der Calvaire ist hier also in das Tor integriert. Sehr eigenwillig ist

das Beinhaus von Sizun mit zahlreichen Malereien und Figuren. Auch in Ploudiry besticht ein solches Beinhaus aus dem Jahr 1635 mit seinen Figuren. Der Tod tritt hier als Person auf und bedroht die Angehörigen der verschiedensten Stände: den Bauern, den Bürger, den Geistlichen und den Adeligen.

Ebenfalls in **La Martyre** begegnen wir wieder dem Phänomen, dass ein kleines, bescheidenes Dorf einen sehr üppigen umfriedeten Pfarrbezirk besitzt. Dieser ist sogar einer der ältesten der ganzen Gegend. Auch hier ist das Triumphtor mit dem Calvaire verbunden. Von außen zeigt er den gekreuzigten Christus und die Pietà; aus dem Inneren des Pfarrbezirks weist uns die gleiche Figurengruppe jedoch auf den auferstandenen Christus.

Im 18. Jahrhundert beschlossen die Engländer im Streit mit dem französischen König, kein Leinen aus der Bretagne mehr zu beziehen. Der Wohlstand in der Bretagne war vorbei und der wirtschaftliche Niedergang beendete auch das Goldene Zeitalter religiöser Architektur. Die Bretagne wurde zu einer abgelegenen und eher armen Gegend und wird bis heute meist so wahrgenommen. Wer die umfriedeten Pfarrbezirke betrachtet, sieht den Reichtum früherer Zeiten, aber auch die tiefe Religiosität der Menschen dieser Region. Das Sterben wie auch der Glaube an die Auferstehung und das ewige Leben haben das Denken der Menschen zu allen Zeiten beschäftigt und sie nicht selten zu außerordentlicher Kunst inspiriert. Die bretonischen Enclos paroissiaux sind ein ausdrucksstarkes Zeugnis eines tiefen Glaubens. □



François Reckinger:

Die Pfarrei und Ihre Mission

Zur römischen Instruktion vom 29. Juni 2020



Wer immer noch gemeint haben sollte, Anweisungen aus dem Vatikan, die im Auftrag des Papstes ergehen, müsste der Geruch des Langweiligen und Vorgestrigen anhaften, der kann sich anhand der genannten Instruktion mit dem Titel: „Die pastorale Umkehr der Pfarrgemeinde“ eines Besseren belehren lassen. Denn darin geht es darum, die heutige Lage der Kirche und ihrer Pfarreien ungeschminkt in den Blick zu nehmen.

Als Auftakt zu den entsprechenden Überlegungen dient ein Wort aus dem Schreiben von Papst Franziskus „Die Freude des Evangeliums“ von 2013: „Wenn ... etwas unser Gewissen beunruhigen muss, dann ist es die Tatsache, dass so viele unserer Brüder und Schwestern ohne die Kraft, das Licht und den Trost der Freundschaft mit Jesus Christus leben, ohne eine Glaubensgemeinschaft, in der sie aufgehoben sind, ohne Hoffnung auf Sinn und Leben ...“

Mit einem Zitat aus einer Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Hirtenaufgabe der Bischöfe von 1965 heißt es anschließend: „Die Seelsorge muss von einem missionarischen Geist beseelt sein.“ Dem hat der hl. Papst Johannes Paul II. 1984 verdeutlichend hinzugefügt: „Die Pfarrei muss vervollkommenet ... werden. Dennoch bleibt sie unersetzbar ..., um zugunsten der Evangelisierung die Stütze allen pastoralen Handelns ... zu sein.“ (Nr. 12).

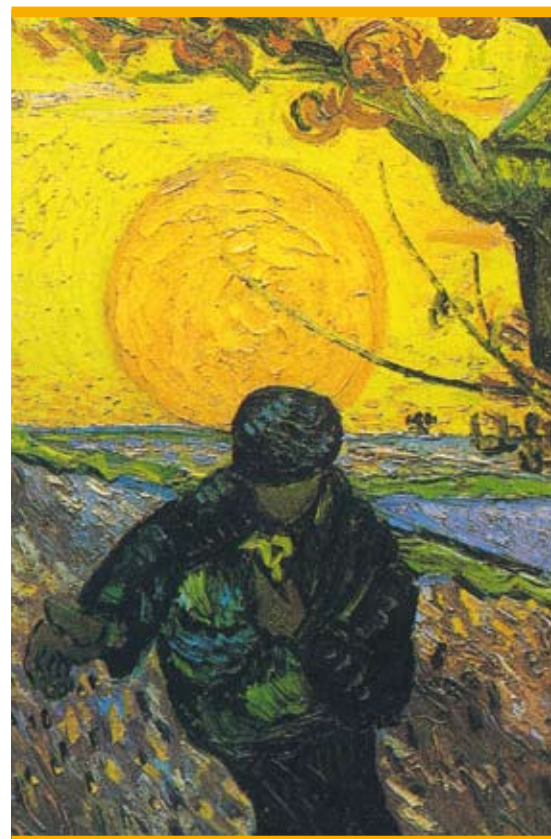
Wichtig ist es, nicht nur über eine neue Konzeption der Pfarrei nachzudenken, sondern auch über den

Dienst der Priester in ihr. Zusammen mit den Gläubigen haben sie die Aufgabe, „Salz der Erde und Licht der Welt“ zu sein (Matthäus 5, 13-14) und sich als missionarische Gemeinschaft zu erweisen (Nr. 13).

Im weiteren Verlauf des Schreibens werden dann die der Kirche von Christus geschenkten Kraftquellen genannt, aus denen sie seit seiner Auferstehung und der Sendung des Heiligen Geistes immer schon gelebt hat – auf die sie sich jedoch angesichts der Fragen und Probleme unserer Zeit neu besinnen muss. „Ein Blick in die Apostelgeschichte lehrt uns die Bedeutung des Wortes Gottes, das eine innere Macht ist, die die Umkehr der Herzen bewirkt.“ Aufgrund meiner Erfahrung, erst als Kaplan, anschließend als Pfarrer, nacheinander in mehreren Pfarreien unterschiedlicher Art, kann ich dem Gesagten grundsätzlich zustimmen, für den Fall, dass auch die Bedingung dafür erfüllt ist, die das vatikanische Schreiben anschließend benennt: „Es ist daher notwendig, dass die Pfarrei durch verschiedene Angebote der Glaubensweitergabe dazu anleitet, das Wort Gottes zu lesen und zu betrachten ... (Nr. 21).

Freude bereitet ferner die Aussage, dass es heute darum geht, die herkömmlichen pfarrlichen Organisationsformen und Aktivitäten unter missionarischem Gesichtspunkt zu erneuern. Anschließend heißt es wörtlich: „Das ist das Herzstück der gewünschten pastoralen Umkehr ...“ (Nr. 20), und die Fortsetzung beweist, dass die aufzubauende missionarische Seelsorge eine drängende Aufgabe ist, die gemeinsam vom Pfarrer, von etwaigen weiteren mitwirkenden Priestern und von engagierten Laien beiderlei Geschlechts wahrgenommen werden soll.

Mit dem erwähnten missionarischen Gesichtspunkt ist an dieser Stelle gewiss nicht die Missionierung von Nichtchristen in fernen Ländern gemeint – so wichtig und notwendig auch die Bemühung darum ist und in Zukunft bleiben wird. Gemeint ist vielmehr ganz einfach die Missionierung der lediglich getauften, mit der



Erstkommunion und teilweise der Firmung ausgerüsteten Mitchristen, die ab dem Empfang der genannten Sakramente oder von einem etwas späteren Zeitpunkt an den Kontakt zur Kirche verloren haben. Von daher fehlt ihnen die Gelegenheit für eine fortschreitende Vertiefung ihres Glaubens und ebenso für eine nähere Beschäftigung mit den Zehn Geboten, so wie Jesus diese gedeutet hat,

das heißt als Einzelanwendung des Hauptgebotes der Liebe: Gott über alles lieben; die Mitmenschen lieben wie sich selbst – und demnach auch sich selbst lieben, allerdings im Blick vor allem auf unser ewiges Heil; und nur nebenher auch im Blick auf unser Wohlergehen in dieser Welt.

Von zwei höchst wichtigen Erneuerungsvorhaben ist demnach in dem Schreiben die Rede: uns auf eine neue Weise mit der Heiligen Schrift zu befassen, um bewusst aus ihr heraus zu leben und als Folge davon unseren gemeinsamen missionarischen Auftrag neu zu erkennen und in geschwisterlicher Zusammenarbeit zwischen geistlichen Amtsträgern und Laien wirksamer als bisher zu erfüllen.

Dass das Gesagte heute so deutlich in einer römischen Anweisung steht, darüber dürfen wir uns von Herzen

schriften aus, die unter anderem von Hausbesuchen als einer Art von Initiativen berichteten, mittels derer vor allem französische Priester versuchten, ihre schon damals sehr zahlreichen nichtpraktizierenden Getauften in die Gottesdienstgemeinschaft zurückzuholen. Und kurz nachdem ich ins Priesterseminar eingetreten war, sagte uns, den dort Studierenden, unser Spiritual, d. h. unser geistlicher Begleiter, wir dürften später als Priester nicht immer zu Hause (und nicht einmal in der Kirche) sitzen bleiben und warten, bis die Leute zu uns kämen. Vielmehr sollten wir zu den Leuten gehen und daher Hausbesuche machen.

Das habe ich seit meinen Kaplansjahren befolgt – und umso mehr später, als ich nacheinander an mehreren Orten Pfarrer war. Wenn ich mir bei

nen ich Nichtpraktizierenden gegenüber deutlich zu machen versuchte, dass die Möglichkeit, als Gemeinde der Getauften zusammen mit dem zelebrierenden Priester das Messopfer darzubringen, ein großes Geschenk Gottes an uns ist – dass demzufolge aber das unentschuldigte Fernbleiben eine schwerwiegende Verfehlung dem Herrn gegenüber darstellt.

Das erwähnte Überbringen des Pfarrbriefes besorgte ich gewiss nicht allein, vielmehr gab es dafür auch eine Reihe von ehrenamtlich Mitwirkenden, die ich aus den Gottesdiensten kannte und die zum Teil auch regelmäßig an einem von mir gegründeten Bibel- und Gebetskreis teilnahmen. Ihnen versuchte ich eine Reihe von Anregungen und Hinweisen zum Gespräch mit den zu Besuchenden mit auf den Weg zu geben.

Allen Gottesdienstteilnehmern sollte durch die Gestaltung der Feiern und durch die Predigt deutlich werden, dass wir, die Getauften und Gefirmten, als Gemeinde Jesu in unserem Ort, gemeinsam den Auftrag haben, seine Botschaft überzeugend zu leben und sie nach Möglichkeit im Gespräch mit nichtpraktizierenden katholischen Christen oder auch mit Nichtgetauften zur Sprache zu bringen. Die Verteilung des Pfarrbriefes, bei der mehrere Freiwillige mitwirken sollten, so fügte ich hinzu, könnte dazu unter Umständen ein willkommener Anlass sein.

Bei einer Reihe von Teilnehmern und Teilnehmerinnen kam dieses Mitwirkungsangebot gut an. Sie meldeten sich und übernahmen den Pfarrbriefdienst für eine oder mehrere Straßen. Einige berichteten auch hinterher von erfreulichen Begegnungen und Gesprächen, die sich dabei ergeben hatten.

Das alles waren gewiss nur erste Schritte auf dem Weg zur überzeugend christlich lebenden, für den Glauben an Christus Zeugnis gebenden und wirksam missionierenden Pfarrei. Darauf hingewiesen habe ich, weil ich überzeugt bin, damit an einem greifbaren Beispiel aufgezeigt zu haben, dass der Missionierungsauftrag von Papst Franziskus keine Phantasievorstellung ist, sondern sich sehr wohl, wenn auch anfänglich nur in bescheidener Form, wirklich durchführen lässt. ●



Das Gleichnis besagt: Der Samen ist das Wort Gottes. Auf dem Weg liegt er bei denen, die es hören; dann aber kommt der Teufel und trägt das Wort aus ihrem Herzen davon, damit sie nicht glauben und selig werden. Auf Felsgrund fiel er bei denen, die das Wort, wenn sie es hören, wohl mit Freuden aufnehmen, aber keine Wurzel haben; Eine Zeitlang glauben sie, aber zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab. Was unter die Dornen fiel, sind jene, die es wohl hören, aber dann hingehen und es unter den Sorgen, dem Reichtum, und den Genüssen des Lebens ersticken und die Frucht nicht zur Reife bringen. Was aber auf der guten Erde wuchs, sind jene, die das Wort hören, es in empfänglichem, gutem Herzen bewahren und Frucht bringen in Geduld. LK 8, 11-15

freuen. Als meinen persönlichen Beitrag zur Umsetzung der erwähnten Zielvorstellung will ich jedoch abschließend davon berichten, wie ich seit meiner Priesterweihe 1958 versucht habe, wenigstens einen Teil dessen zu verwirklichen, was Papst Franziskus mit Fug und Recht heute verlangt. Denn spätestens seit circa 1950 lagen im Priesterseminar meiner Heimatdiözese Luxemburg Zeit-

der Begrüßung der zu Besuchenden nicht sicher war, dass ich die betreffende Person oder Personen schon kannte, begann ich meist mit der Frage: „Kennen wir uns eigentlich schon – etwa aus der Kirche? Oder kennen Sie mich von dort her, weil ich ja die Messe zu halten habe und Sie mich daher leichter kennenlernen konnten als ich Sie?“ Sehr oft ergaben sich daraus dann gute Gespräche, bei de-

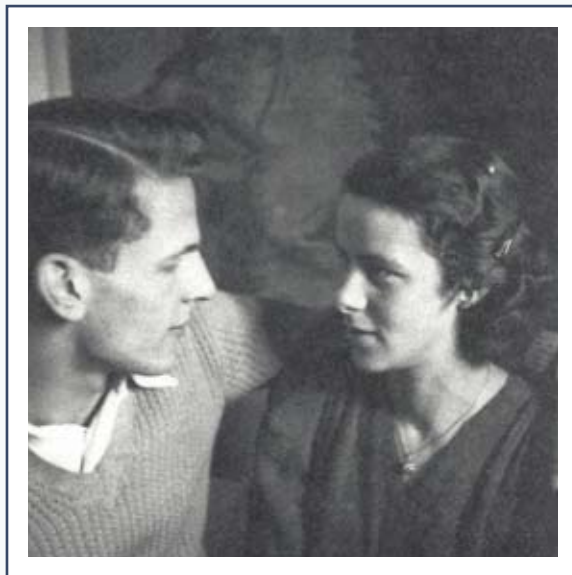
Liebe war das Schlüsselwort

Christoph Probst, Märtyrer und Gottsucher

Mit der Veröffentlichung von über 300 Briefen machte vor wenigen Jahren die Historikerin Christiane Moll die bedeutsame Rolle von Alexander Schmorell und Christoph Probst im Zentrum der Weißen Rose deutlich. Ihre biografische Einführung in die 158 Briefe Schmorells, der von der orthodoxen Kirche heiliggesprochen wurde, und die 177 Briefe Probsts mag den Historiker und Publizisten Thomas Mertz angeregt haben, die bislang versprengten Informationen zum Leben Christoph Probsts zusammenzutragen. Entstanden ist ein geschlossenes Lebensbild des Drei- und zwanzigjährigen, der gemeinsam mit Hans und Sophie Scholl wegen der Auflehnung gegen die Nazi-Diktatur am 23. Februar 1943 hingerichtet wurde.

In seinem letzten Brief an seine Mutter kurz vor seinem Tod unter dem Fallbeil bezeichnet der dreifache junge Familienvater sein Leben als „einen einzigen Weg zu Gott“. Das war vermutlich auch ein Ansporn für den Autor, dem Lebensweg dessen nachzuspüren, der kaum eine Stunde vor seiner Hinrichtung nach der katholischen Taufe verlangte.

Christoph Probst kam nicht aus heilen Familienverhältnissen. Seine Eltern ließen sich bereits drei Jahre nach der Geburt des 1919 Geborenen scheiden. Die Mutter heiratete noch zwei Mal, der Vater Jahre später die jüdische Freundin, bei der sich einst die Eltern getroffen hatten. Die jüdische Stiefmutter scheint Christoph von vorneherein gegen einen zentralen Punkt der Nazi-Doktrin gefeit zu haben. Das umso mehr, nachdem sich der nervenranke Vater 1936 das Leben genommen hatte. In Alexander Schmorell, einem Deutsch-Russen,



der von seiner russischen Heimat und von freiheitlichen politischen Konstellationen träumte, begegnete Probst noch während seiner Schulzeit einem unzertrennlichen Freund, auf den er fest vertrauen und mit dem er sich ungeschützt austauschen konnte. Die Bindung machte ihn ideologieresistent. Als Schmorell 1941 in seiner Studentenkompanie noch auf Hans Scholl traf – die Kernmitglieder der Weißen Rose waren alle Soldaten im Medizinstudium –, wurde die Mischung der Temperamente explosiv. Gerne gemeinsam getrunzene Flaschen Wein, die Liebe zu Kunst und Literatur, Lese- und Vortragsabende, kritisch-nachdenkliche Gespräche, die Suche nach Tiefgang, Wahrheit und dem Sinn des Lebens, erlebte Fronterfahrungen und der Wunsch, all diese Ereignisse mit ihrer Verankerung in der Wirklichkeit verstehen zu wollen – führten zu einer eigenverantwortlichen, unabhängigen Gewissenhaftigkeit, auf die Christoph Probst mit seiner Sensibilität und Reife stets aktiv einwirkte. Er blieb in Kontakt, auch wenn ihn die Stationierungen an andere Orte führte als seine Freunde, zu denen 1942 Sophie Scholl, Willi Graf und Professor Kurt Huber stießen.

Der Frage nach der persönlichen Verantwortung ließ sich nicht mehr ausweichen, als die Verschärfung der militärischen Kriegslage, das Leiden der Bevölkerung in den besetzten Gebieten und daheim, die miterlebten Kriegsverbrechen, das Euthanasieprogramm der Nazis und die verschärfte Verfolgung der Juden allzu offensichtlich wurden. Dem Gewissensentscheid entzogen sich die Freunde nicht, auch nicht der junge Vater, dessen drittes Kind im Januar seines Todesjahres zur Welt kam. Zwar schützten ihn

die Freunde und ließen ihn an den direkten Aktionen nicht teilnehmen, doch konnte bei seiner Verhaftung Hans Scholl nicht verhindern, dass ein Flugblattentwurf gefunden wurde, den Probst zwei Wochen zuvor geschrieben hatte. Dieser Text bewirkte das Todesurteil.

Mertz geht ausführlich der Frage nach, wie dieses kurze, scheinbar auf krummen Zeilen geschriebene Leben von der Gnade so durchdrungen werden konnte, dass die Taufe am Lebensende ein konsequenter Schluss war. Christoph bereitete sich bereits seit der Taufe seines zweiten Kindes im Juni 1942 innerlich auf das Sakrament vor. „Vincent“, schrieb der junge Vater, „hatte wirklich etwas Engelhaftes bei dieser langen Prozedur u. leckte sich sogar das Salz des Heiligen Geistes ohne körperliche Verstimmung von den zarten Lippen. Auf dem Altar lag er mit großem freudig erstauntem Blick und lächelndem Mund. Irgendwie ist mir dieser Akt recht nah gegangen, man spürt da einen Hauch von der Gemeinschaft der Seligen“, so der „Zeuge für das Leben“, wie Probst auch genannt worden ist, der kurz zuvor seine Freundin geheiratet hatte. Für Mertz scheint der Schlüssel für Christophs Weg zu Gott

in der Freundschaftsfähigkeit des jungen Mannes gelegen zu haben, in seinen von ihm ganz natürlich praktizierten „Verhaltensweisen menschlichen Richtigseins“ (Josef Pieper), in Probsts Verantwortungsbewusstsein und Gewissensbildung und insbesondere in seiner Fähigkeit, für andere konkret und praktisch da zu sein. Mertz zieht verschiedene Denker für seine Überlegungen heran, die sich mit dem Geschick der Weißen Rose beschäftigt haben: Carl Muth etwa oder Theodor Haecker, beides Men-



Christoph Probst

Ein Student der „Weißen Rose“

paulinus®

Thomas Mertz, Christoph Probst – ein Student der „Weißen Rose“, 196 S., Paulinus-Verlag, Trier, Preis 18,00 Euro (www.paulinus-verlag.de)

toren der Weißen Rose, auch Romano Guardini und John Henry Newman. Als Ergebnis hält Mertz fest: Probst war ein Liebender. Liebe, so der Biograf, „ist das Schlüsselwort im Leben des Christoph Probst“.

Insgesamt ist das Leben von Christoph Probst eine beeindruckende, lohnende und zum Nachdenken anregende Lektüre, gerade auch für junge Menschen. Leben und Gedanken des allzu früh verstorbenen Bayern, der in Weiß (nicht in Schwarz) bestattet wurde, enthalten auch über 70 Jahre nach dem gewaltsamen Tod genügend Potential für einen fruchtbringenden und segensreichen Dialog. ■



Ludwig Gschwind: Selig, die im Herrn sterben

Die Fürstin von Thurn und Taxis widmete in der „Katholischen Sonntags Zeitung“ dem verstorbenen Regensburger Domkapellmeister Prälat Georg Ratzinger einen Nachruf, den sie überschrieb: „Gott hab ihn selig!“ Selig werden in der Offenbarung des Johannes jene genannt, „die im Herrn sterben“ und weiter „von jetzt an: ja, spricht der Geist, sie sollen ausruhen von ihren Mühen, denn ihre Taten folgen ihnen nach“ (Offb 14,13).

Es war der Komponist Heinrich Schütz, der diesen Text vertonte und eine ergreifende Motette daraus schuf. Johannes Brahms hat den Text erneut in seinem „Deutschen Requiem“ aufgegriffen und vertont. Das Wort „selig“ fügen Juden grundsätzlich dem Namen eines Verstorbenen, von dem sie sprechen, hinzu. Damit kommt die Ehrfurcht gegenüber einem Verstorbenen zum Ausdruck. Auch wenn ein Geschäft auf den Sohn übergegangen ist, wird der bisherige Inhaber noch angeführt. So heißt es dann. „Karl Selmaier sel.“ Damit wird das Andenken eines Verstorbenen weitergetragen.

Es gehört zur Infamie des Judenhasses, den die Nationalsozialisten Adolf Hitlers propagierten, dass man die Namen auslöschte, sobald die Juden ins Konzentrationslager kamen. Sie waren nur noch Nummern. Nummern wurden

ausgelöscht und in Krematorien verbrannt. Nun konnte man kein „selig“ hinzufügen. Ihnen wurde ein Grab verwehrt.

Juden pflegen Gräber. Es ist ihnen wichtig, einen Verstorbenen würdig zu bestatten. Juden lassen sich nicht verbrennen. Urnenbeisetzungen lehnen sie ab, schon allein in der Erinnerung an den Holocaust, dem 6 Millionen Juden zum Opfer fielen. Die Gräber werden Richtung Jerusalem ausgerichtet. Auf jüdische Gräber, die nie aufgelöst werden, legt man bei einem Besuch einen weiteren Stein zum Zeichen des Gedenkens. Dieser Brauch erinnert an die lange Wüstenwanderung des jüdischen Volkes. Man hat die Toten in der Wüste begraben. Damit nicht Tiere die Verstorbenen ausgruben und verzehrten, benutzte man Steine, um die Tiere abzuhalten.

Katholische Christen haben in der heiligen Messe ebenfalls die Möglichkeit, das Andenken ihrer Verstorbenen zu pflegen. Es ist immer wieder erstaunlich, wie schnell Menschen vergessen sind, die viel für ein Dorf, für eine Stadt geleistet haben. Müsste man nicht auch bei manchen Namen, den wir nennen, hinzufügen „seligen Gedenkens“. Bei manchem Nachruf am offenen Grab kann man das Versprechen hören: „Wir wollen ihm ein ehrendes Gedenken bewahren“. Nur selten wird es eingelöst. ✨



Von Liberalismus und Sozialismus zur Zivilisation der Liebe

Die Weiterentwicklung der Soziallehre durch Johannes Paul II.

Anlässlich des 100. Geburtstages des Heiligen Papstes Johannes Paul II. am 18. Mai dieses Jahres gab und gibt es eine ganze Reihe von Veröffentlichungen und Tagungen, die sich mit der bleibenden Bedeutung dieses „Jahrhundertpapstes“ befassen. Im Folgenden soll ein besonderer Aspekt seines Wirkens herausgestellt werden: seine Bedeutung für die Weiterentwicklung der Soziallehre der Kirche. Er hat dies auf vielfältige und originelle Weise getan, vor allem durch seine drei Sozialzyklen „*Laborem exercens*“ (LE) 1981, über die Arbeit, „*Sollicitudo rei socialis*“ (SRS) 1987, über die soziale Sorge der Kirche in Bezug auf die weltweite Entwicklung, sowie „*Centesimus annus*“ (CA) 1991, aus Anlass des 100. Jahrestages der ersten großen

Sozialzyklen „*Rerum Novarum*“ (RN) von Leo XIII. und des Endes der kommunistischen Herrschaft in Europa. Im Einzelnen sind besonders folgende Themen und Ideen von nachhaltiger Bedeutung:

1 Die Humanisierung einer veränderten Arbeitswelt

Die klassische Reihe der päpstlichen Sozialzyklen wird von Johannes Paul II. 1981 zum 90. Jahrestag der Enzyklika *Rerum Novarum* (RN) mit der Enzyklika *Laborem exercens* (LE) fortgesetzt. Johannes Paul II. knüpft darin an die von Leo XIII. bereits 1891 gegen die damalige liberale Lohntheorie herausgestellte besondere Qualität der menschlichen Arbeit an und wendet sie auf die heutige Arbeitswelt an. Hier sind vor allem drei neue Perspektiven wichtig: Die Enzyklika unterscheidet *erstens* zwischen dem „objektiven“ Marktwert und der „subjektiven“ Personwert der Arbeit. Sie stellt fest: „Die Würde der Arbeit wurzelt zutiefst nicht in ihrer objektiven, sondern in ihrer subjektiven Dimension“ (LE 6). Daraus folgt z.B.: Behandle jeden Menschen nicht nach dem ökonomischen, sondern nach dem persönlichen Wert seiner Arbeit! – *Zweitens* kritisiert Johannes Paul II. die übliche Verkürzung des Arbeitsbegriffs auf die „Erwerbsarbeit“. Er würdigt vor allem die Arbeit jener „Frauen, die manchmal ohne gebührende Anerkennung seitens der Gesellschaft ... tagtäglich die Mühe und Verantwortung des Haushalts und der Kindererziehung tragen“ (LE 9). Ein besonderes Anliegen des Papstes besteht darin, die

sich heute immer mehr zuspitzende Spannung zwischen der außerhäuslichen Berufsarbeit und der Familienarbeit zu überwinden. Er äußert sich dabei deutlich zu den Konflikten, die aus einer falschen Emanzipationsideologie entstammen, in denen „die Befreiung“ der Frau praktisch zulasten der Familie und damit ihrer selbst geht: „*Die wahre Aufwertung der Frau* erfordert eine Arbeitsordnung, die so strukturiert ist, dass sie diese Aufwertung nicht mit dem Aufgeben ihrer Eigenheit bezahlen muss und zum Schaden der Familie, wo ihr als Mutter eine unersetzliche Rolle zukommt“. Die Frauen sollen alle „Tätigkeiten ... ohne Diskriminierungen und ohne Ausschluss von Stellungen, für die sie befähigt sind“, wahrnehmen können. Sie sollen sich aber auch „ohne Behinderung ihrer freien Entscheidung, ohne psychologische und praktische Diskriminierung und ohne Benachteiligung gegenüber ihren Kolleginnen der Pflege und Erziehung ihrer Kinder ... widmen. Der notgedrungene Verzicht auf die Erfüllung dieser Aufgaben um eines außerhäuslichen Verdienstes willen, ist im Hinblick auf das Wohl der Gesellschaft und der Familie Unrecht, wenn es den vorrangigen Zielen der Mutterschaft widerspricht oder sie erschwert“ (LE 19). Erwerbsarbeit und Familienarbeit sind also beide unentbehrlich für eine menschenwürdige Gesellschaft. – *Drittens* führt die Enzyklika den Begriff des „indirekten“ Arbeitgebers ein. Damit will Johannes Paul II. darauf aufmerksam machen, dass Löhne und Arbeitsbedingungen nicht nur vom „direkten“ Arbeitgeber abhängen. Mit Staunen haben manche Gewerkschafter und Banker gelesen, dass auch sie zum „indirekten“ Arbeitgeber gehören, weil in den „kollektiven Arbeitsverträgen“ oder bei den Kreditentscheidungen der Banken auch über



Arbeitsplätze mitentschieden wird. Damit machte Johannes Paul II. auf einen neuen, bisher übersehenen „Akteur“ im Gestaltungsfeld einer sozialen Marktwirtschaft aufmerksam und modifiziert dadurch das bisherige duale Konzept von Markt und Staat.

2 Die „wahre Entwicklung“ der Völker

Schon in seiner Weihnachtsbotschaft 1944 erhebt Pius XII. die „moralische Forderung“ einer „sozialen Entwicklung“, welche „die Einheit des menschlichen Geschlechtes und der Völkerfamilie in sich einschließt“. Diese Linie führen Johannes XXIII. 1961 in *Mater et magistra* (MM) und das Konzil (1965) in *Gaudium et spes* (GS 83–90) weiter fort. Die wachsende Dringlichkeit der Entwicklungsproblematik führte dazu, dass die Päpste ihr eigens zwei Sozialenzykliken widmeten: *Populorum progressio* (PP) 1967 von Paul VI. und *Sollicitudo rei socialis* (SRS) 1987 von Johannes Paul II. Die anthropologische Leitidee von PP ist der von dem französischen Sozialphilosophen Jacques Maritain übernommene Gedanke eines „integralen Humanismus“ (vgl. PP 20): Angesichts des Scheiterns einer rein technokratisch verstandenen Entwicklungsidee vertritt Paul VI. ein Konzept, das alle Dimensionen des Menschseins einbezieht: „Die materiellen Nöte derer, denen das Existenzminimum fehlt; die sittliche Not derer, die vom Egoismus zerfressen sind; den Missbrauch des Besitzes und die Ausbeutung der Arbeiter.“ Zur Entwicklung gehöre ferner „die Erweiterung des Wissens, der Erwerb von Bildung; das deutlichere Wissen um die Würde des Menschen“. Wahre Entwicklung verlange schließlich „die Anerkennung letzter Werte von Seiten des Menschen und die Anerkennung Gottes, ihrer Quelle und ihres Zieles“, christlich gesprochen „vor allem der Glaube, Gottes Gabe, angenommen durch des Menschen guten Willen, und die Einheit in der Liebe Christi, der uns alle ruft, als Kinder am Leben des lebendigen Gottes teilzunehmen, des Vaters aller Menschen“ (PP 21).

Zwanzig Jahre nach PP greift Johannes Paul II. in der Enzyklika SRS (1987), dieses Thema erneut auf. Zwei Akzente sind dabei besonders

originell: Zum einen sieht der Papst die wirtschaftliche Rückständigkeit vieler Entwicklungsländer auch dadurch verursacht, „dass in der heutigen Welt unter den anderen Rechten oft auch das Recht auf unternehmerische Initiative unterdrückt wird. ... Die Erfahrung lehrt uns, dass die Leugnung eines solchen Rechtes oder seine Einschränkung im Namen einer angeblichen ‚Gleichheit‘ aller in der Gesellschaft tatsächlich den Unternehmungsgeist, das heißt, die Kreativität des Bürgers als eines aktiven Subjektes, lähmt oder sogar zerstört“ (SRS 15). Zum andern schreibt der Papst die Schuld für die Unterentwicklung vieler Länder nicht pauschal den Industrieländern zu. Er hat vielmehr den Mut, die hausgemachten Fehler vieler Entwicklungsländer zu benennen. So verlangt er die „Reform einiger ungerechter Strukturen und insbesondere der eigenen politischen Institutionen, um korrupte, diktatorische und autoritäre Regime durch demokratische Ordnungen der Mitbeteiligung zu ersetzen.“ Dies sei „die notwendige Bedingung und sichere Garantie der Entwicklung jedes Menschen und aller Menschen“ (SRS 44).

3 Die Konturen einer sozialen Marktwirtschaft

Im Bereich der Wirtschaftsordnung besteht das wichtigste Vermächtnis Johannes Paul II. darin, dass er dem marxistischen Vorurteil widerspricht, es gäbe nur zwei Typen der wirtschaftlichen Ordnung, die „sozialistische“ und die „kapitalistische“. Er tut dies in jenem Kapitel der Enzyklika *Centesimus annus* (CA), das die Überschrift trägt „Das Jahr 1989“. Hier fragt der Papst: „Kann man etwa sagen, dass nach dem Scheitern des Kommunismus der ‚Kapitalismus‘ das siegreiche Gesellschaftssystem sei und dass er das Ziel der Anstrengungen der Länder ist, die ihre Wirtschaft und ihre Gesellschaft neu aufzubauen versuchen?“ (CA 42). Die Antwort Johannes Paul II. lautet: „Das kommt ganz darauf an, was man unter ‚Kapitalismus‘ versteht“. Und er legt dann zwei grundverschiedene Konzepte von „Kapitalismus“ vor: Das erste lautet: „Wird mit ‚Kapitalismus‘ ein Wirtschaftssystem bezeichnet, das die grundlegende positive Rolle des Unternehmens, des

VERLAUTBARUNGEN DES APOSTOLISCHEN STUHLS

82

Enzyklika
SOLLICITUDO REI SOCIALIS
von Papst Johannes Paul II.

Zwanzig Jahre nach der Enzyklika
Populorum Progressio

VERLAUTBARUNGEN DES APOSTOLISCHEN STUHLS

30

32

Enzyklika LABOREM EXERCENS
von Papst Johannes Paul II.
über die menschliche Arbeit
zum neunzigsten Jahrestag
der Enzyklika „RERUM NOVARUM“

CENTESIMUS ANNUS



100 JAHRE RERUM NOVARUM

Enzyklika von Papst Johannes Paul II.
„Ein Meilenstein in der Sozialverkündigung der Kirche“

166

Kongregation für die Glaubenslehre
Schreiben an die Bischöfe
der Katholischen Kirche
über die Zusammenarbeit von
Mann und Frau in der Kirche
und in der Welt

31. Juli 2004

Marktes, des Privateigentums und der daraus folgenden Verantwortung für die Produktionsmittel, der freien Kreativität des Menschen im Bereich der Wirtschaft anerkennt, ist die Antwort sicher positiv.“ Etwas später wird in Fortsetzung dieser Aussagen die „Aufgabe des Staates im Bereich der Wirtschaft“ präzise dargestellt: „Die Wirtschaft, insbesondere die Marktwirtschaft, kann sich nicht in einem institutionellen, rechtlichen und politischen Leerraum abspielen. Im Gegenteil, sie setzt die Sicherheit der individuellen Freiheit und des Eigentums sowie eine stabile Währung und leistungsfähige öffentliche Dienste voraus. Hauptaufgabe des Staates ist es darum, diese Sicherheit zu garantieren, so dass der, der arbeitet und produziert, die Früchte seiner

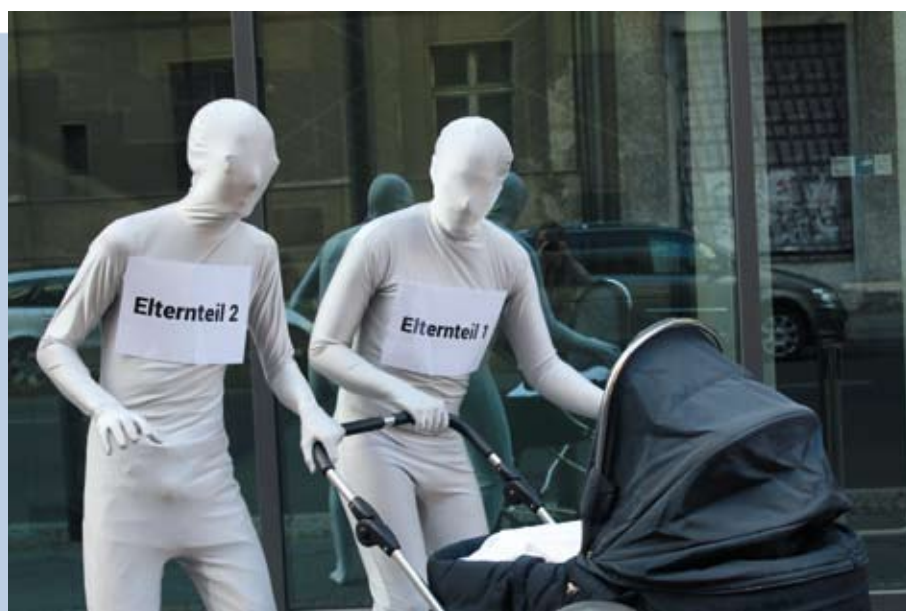
den ist, die sie in den Dienst der vollen menschlichen Freiheit stellt und sie als eine besondere Dimension dieser Freiheit mit ihrem ethischen und religiösen Mittelpunkt ansieht, dann ist die Antwort ebenso entschieden negativ“, d. h. ein solcher „Kapitalismus“ ist abzulehnen (CA 42).

Zusammenfassend lässt sich sagen: Das wichtigste Vermächtnis Johannes Paul II. im Bereich der Wirtschaftsordnung besteht darin, dass er den von Marx und Engels behaupteten Dualismus zwischen „Kapitalismus“ und „Sozialismus“ überwindet und in seiner Sozialverkündigung eingehend die Theorie und Praxis einer sozialen Marktwirtschaft von einer „radikalen kapitalistischen Ideologie“ unterscheidet, welche die Lösung der Probleme dem „blinden

überlagert von den heute fortschreitend sichtbar werdenden Bedrohungen der für das „Glück“ der Menschen grundlegenden Kulturleistungen der Familie. Dazu finden sich in den verschiedenen Rundschreiben Johannes Pauls II. und in seinen Sozialenzykliken grundlegende und bleibend wichtige Aussagen. Worin bestehen hauptsächlich diese Kulturleistungen und wodurch sind sie bedroht?

Die Familie als „Grund- und Lebenszelle der Gesellschaft“

Gemäß dem Apostolischen Schreiben „*Familiaris consortio*“ (FC) vom 22. November 1981 besteht die fundamentale Kulturleistung der Familie in der „Erziehung zu den Grundwerten des menschlichen Lebens“ (FC 37). Im



Arbeit genießen kann und sich angespornt fühlt, seine Arbeit effizient und redlich zu vollbringen“ (CA 48). Johannes Paul II. hat damit alle wesentlichen Elemente genannt, die wir heute mit dem Begriff einer „Sozialen Marktwirtschaft“ verbinden. In diesem Zusammenhang entwickelt er auch eine Ethik des Gewinns (CA 35) und der Investition (CA 36).

Dessen ungeachtet weist er auch klar darauf hin, dass heute der Begriff „Kapitalismus“ von manchen nach wie vor in jener Variante vertreten wird, die von der kirchlichen Sozialverkündigung von Anfang an kritisiert wurde: „Wird aber unter ‚Kapitalismus‘ ein System verstanden, in dem die wirtschaftliche Freiheit nicht in eine feste Rechtsordnung eingebun-

Glauben der freien Entfaltung der Marktkräfte überlässt“ (CA 42).

4 Die unverzichtbaren Kulturleistungen der Familie

Die moderne kirchliche Sozialverkündigung, wie sie 1891 mit der Enzyklika „*Rerum novarum*“ durch Leo XIII. begann, wurde durch die Probleme der im 19. Jahrhundert entstehenden Industriegesellschaft und die damit einhergehenden Theorien des „Liberalismus“ und „Sozialismus“ ausgelöst. Diese Probleme beschäftigen uns auch heute noch, wie wir gerade bei Johannes Paul II. gesehen haben. Inzwischen aber werden diese Fragen immer mehr

einzelnen sollen sich die Kinder nicht nur „ein Gespür für wahre Gerechtigkeit aneignen ...“, sondern auch und vor allem das Gespür für wahre Liebe als aufrichtige Sorge und selbstlosen Dienst für die anderen, besonders für die Ärmsten und Bedürftigsten“. Insofern sei „Die täglich erlebte und gelebte Gemeinschaft und Anteilnahme in Freud und Leid ... die konkreteste und wirksamste Schule für die aktive, verantwortliche und erfolgreiche Eingliederung der Kinder in den größeren Raum der Gesellschaft“ (FC 37). Deshalb könne man die Familie als die „Grund- und Lebenszelle der Gesellschaft“ betrachten: „In der Familie wachsen ja die Bürger heran, und dort finden sie auch ihre erste Schule für jene sozialen Tugenden, die das Leben

und die Entwicklung der Gesellschaft von innen her tragen und gestalten“ (FC 42).

Die Familie als Ort der „Humanökologie“

Auf sehr originelle Weise wendet Johannes Paul II. die ökologische Diskussion auf die Familie an und stellt fest: „Die erste und grundlegende Struktur zugunsten der ‚Humanökologie‘ ist die *Familie*, in deren Schoß der Mensch die entscheidenden Anfangsgründe über die Wahrheit und das Gute empfängt, wo er lernt, was lieben und geliebt werden heißt, und was es konkret besagt, Person zu sein“. Hier schaffe die „auf die Ehe gegründete Familie ... eine Lebensatmosphäre“, in „der das Kind geboren werden und seine Fähigkeiten entfalten kann. Wo

„weltweit verbreitete Abtreibung“, durch „Systematische Kampagnen zur Geburtenkontrolle“, die aufgrund „einer entstellten Auffassung des demografischen Problems und im Klima eines absoluten Mangels an Respekt vor der Entscheidungsfreiheit der betreffenden Personen, diese oft einem unerträglichen Druck aussetzen, um sie für diese neue Form der Unterdrückung gefügig zu machen“ (CA 39). – Der Begriff „Kultur des Todes“ wird im letzten Jahr des Pontifikats Johannes Pauls II. in einem Schreiben der „Kongregation für die Glaubenslehre“ vom 31. Juli 2004 über die „Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Welt“ gegen die Gender-Ideologie aufgegriffen, welche die Frau „von jedem biologischen Determinismus befreien wolle“ und zu einer grund-

genständigkeit der Gesellschaft und der in ihr wirkenden Personen und Gemeinschaften gegenüber dem Staat heraus. Er tut dies auch durch eine originelle Wortschöpfung, indem er das Leitbild vom „Subjektcharakter“ oder von der „Subjekthaftigkeit“ (*subiectivitas*) der Gesellschaft entwickelt. Damit betont er die unersetzliche Bedeutung der menschlichen Person für das Gelingen einer menschenwürdigen Gesellschaft. Deshalb „wird die erste und wichtigste Arbeit im Herzen des Menschen vollbracht. Die Art und Weise, wie er sich um den Aufbau seiner Zukunft bemüht, hängt von der Auffassung ab, die er von sich selbst und seiner Zielbestimmung hat.“ Gerade hier liege auch „*der spezifische und entscheidende Beitrag der Kirche für die wahre Kultur*“ (CA 51).



es sich seiner Würde bewusst wird und sich auf die Auseinandersetzung mit seinem einmaligen und unwiederholbaren Schicksal vorbereiten kann“. Im Gegensatz dazu lasse sich der Mensch heute „dazu verleiten, sich selbst und sein Leben als eine Folge von Sensationen zu betrachten, die es zu erleben gilt, und nicht als eine Aufgabe, die zu erfüllen ist“ (CA 39).

Die Familie und die „Kultur des Lebens“

In vielen Ansprachen fasst Johannes Paul II. seine Ausführungen zum Thema Ehe und Familie unter dem Stichwort „Kultur des Lebens“ zusammen, der heute oft eine „Kultur des Todes“ entgegenstehe. Letztere entwickle sich vor allem durch die

sätzlichen „Infragestellung der Familie“ führe (Ziff 2). Das Schreiben ist davon überzeugt, dass die Frau „die tiefgründige Intuition“ bewahrt, dass „das Beste ihres Lebens darin besteht, sich für das Wohl eines anderen einzusetzen, für sein Wachstum, für seinen Schutz“. Diese „Intuition ist mit ihrer physischen Fähigkeit verbunden, Leben zu schenken“ (Ziff 13).

5 Die „Subjekthaftigkeit“ der Gesellschaft und die Demokratie

Johannes Paul II. stellt gegen Tendenzen einer zunehmenden „Verstaatlichung“ des gesellschaftlichen Lebens in auffälliger Weise die Ei-

Gemäß dem Leitbild vom „Subjektcharakter“ der Gesellschaft haben die Personen und die freien gesellschaftlichen Sozialgebilde im Sinne des immer wieder betonten Subsidiaritätsprinzips nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht zu entsprechender Aktivität, Selbstorganisation und Selbsthilfe (vgl. CA 11). Johannes Paul II. weist alle mechanistischen Gemeinwohltheorien zurück, wonach das gesellschaftlich Gute „unabhängig von freier Entscheidung und ohne eine ganz persönliche und unübertragbare Verantwortung“ der Personen verwirklicht werden könne. Bei dieser Sicht „verschwindet der Begriff der Person als autonomes Subjekt moralischer Entscheidung, das gerade da-



Unser Autor Lothar Roos im Gespräch mit Johannes Paul II.

durch die gesellschaftliche Ordnung aufbaut“ (CA 13). Die „Subjekthaf- tigkeit der Gesellschaft“ (Johannes Paul II. sagt hier ausdrücklich: „wie ich sie nenne“) ist Ausdruck der „Subjekthaf- tigkeit“ der Person und der ihr ursprünglich zukommenden unveräußerlichen Rechte und Pflich- ten (vgl. CA 13).

Darauf beruhen auch die anthro- pologischen Grundlagen des demo- kratischen Verfassungsstaates.

Die Kirche „weiß das System der Demokratie zu schätzen“, warnt aber ausdrücklich vor einer Demokratie ohne Werte, die sich leicht in einen „offenen oder hinterhältigen Totalitarismus“ verwandeln könne, indem bestimmte Ideen und Überzeugun- gen für Machtzwecke missbraucht würden. Dagegen betont Johannes Paul II. die Grundwahrheit von der Würde des Menschen, die nicht vom Staat verliehen werde, sondern dem Staat und allen seinen Gesetzen vo- rausliege. Deshalb ist der Mensch „Subjekt von Rechten, die niemand verletzen darf: Weder der einzel- ne, noch die Gruppe, die Klasse, die Nation oder der Staat. Auch die gesellschaftliche Mehrheit darf das nicht tun, indem sie gegen eine Minderheit vorgeht, sie ausgrenzt, sie unterdrückt, ausbeutet oder sie zu vernichten versucht“ (CA 44). Heute neige man dagegen „zu der Behauptung, der Agnostizismus und

der skeptische Relativismus seien die Philosophie und die Grundhal- tung, die den demokratischen politi- schen Formen entsprechen. Und alle, die überzeugt sind, die Wahrheit zu kennen und an ihr festhalten, seien vom demokratischen Standpunkt her nicht vertrauenswürdig, weil sie nicht akzeptieren, dass die Wahrheit von der Mehrheit bestimmt werde bzw. je nach dem unterschiedlichen politischen Gleichgewicht schwan- ke“ (CA 46).

6 Das Leitbild einer „Zivilisation der Liebe“

Das Leitbild, dem alle Einzel- aspekten der Soziallehre der Kirche dienen sollen, bezeichnet Johannes Paul II. mehrfach als „Zivilisati- on der Liebe“. Das philosophisch- theologische Fundament einer „Zivilisation der Liebe“ ist die biblisch-christliche Schöpfungs- und Erlösungslehre. Sie beinhaltet den Glauben, dass die Welt nicht gottverlassen ist, weil Gott sie ge- schaffen und den Menschen als sein „Ebenbild“ mit der Fähigkeit aus- gestattet hat, das Gute trotz seiner Sündhaftigkeit zu erkennen und zu wollen. Die christliche Schöpfungs- lehre ist der eine Pfeiler einer „Welt- anschauung“, mit der Johannes Paul II. die Vorstellung zurückweist, die

menschliche Geschichte als einen zum Untergang tendierenden De- terminismus zu betrachten, aus dem es keinen Ausweg gibt. Der ande- re Pfeiler ist „Christus, der neue Mensch“. Über Christus sagt das Zweite Vatikanische Konzil, an- geregt auch durch eine Intervention des Konzilsvaters Kardinal Karol Wojtyła: „Christus, der neue Adam, macht eben in der Offenbarung des Geheimnisses des Vaters und seiner Liebe dem Menschen den Menschen selbst voll kund und erschließt ihm seine höchste Berufung“ (*Gaudium et Spes* 22). Deshalb ist „der Mensch der Weg der Kirche“, wie Johannes Paul II. in seiner ersten, am 4. März 1979 veröffentlichten Enzyklika *Re- demptor Hominis* (RH) erklärt und hinzufügt: Nicht der Mensch allge- mein, sondern „jeder einzelne von vier Milliarden Menschen“ (RH 13), die damals auf der Welt lebten. Inzwischen sind es fast doppelt so viele geworden.

Eine zentrale neutestamentliche Aussage zur Begründung einer „Zi- vilisation der Liebe“ lautet: „Darin offenbarte sich die Liebe Gottes un- ter uns, dass Gott seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben. Darin besteht die Liebe: Nicht dass wir Gott ge- liebt haben, sondern dass er uns geliebt und seinen Sohn als Sühne für unsere Sünden gesandt hat. Ge- liebte, wenn Gott uns so geliebt hat, müssen auch wir einander lieben“ (Joh 4,9-11). Weil Gott als Schöpfer und Erlöser den Menschen so liebt, darf auch die Kirche „den Menschen nicht verlassen“, sondern muss „treu den Weg des Menschen zu ihrem eigenen machen“ (CA 62). – Die philosophisch-theologische Begrün- dung des weltweiten Bemühens von Johannes Paul II. um die Einhaltung der Menschenrechte, die Wahrung des Friedens, die Festigung der Völ- kergemeinschaft und die Entwick- lung aller Kulturen kann man mit der Feststellung zusammenfassen: Eine humane Gesellschaft lässt sich nur auf der Basis eines verbindlichen Ethos errichten. Die sicherste Veran- kerung eines solchen Ethos liege in der „transzendenten“ Begründung der Menschenwürde. Inhaltlich be- steht der Kern der „transzendenten Würde des Menschen“ darin, „sicht- bares Abbild des unsichtbaren Got- tes“ (CA 44) zu sein. ■

Gerhard Stumpf:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Eusebius Franz Kühn

Gott schenkt die Begabung und führt den Menschen auf dem Weg seiner Berufung. Eusebius Franz Kühn wurde am 10. August 1645 in Segno, einem Ortsteil der heutigen Gemeinde Taio im Trentino geboren. Damals gehörte das habsburgische Tirol zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation und die Heimat Kühns zum geistlichen Reichsfürstentum Hochstift Trient. Im 17. Jahrhundert sprach man dort italienisch und deutsch.

Eusebius wuchs in einfachen Verhältnissen dort auf, wo man sich mit Fleiß und körperlicher Arbeit auf den Feldern, im Umgang mit Viehhaltung und mit dem Anbau von Reben den Lebensunterhalt verdiente. Die Eltern schickten ihren Sohn in die Jesuitenschule nach Trient, wo er die grundlegende jesuitische Formung erhielt. Anschließend kam er in das Jesuitengymnasium nach Hall. In schwerer Erkrankung betete Eusebius eine Novene zu dem China-Missionar Franz Xaver. Er gelobte, im Falle seiner Genesung in den Jesuitenorden einzutreten und sich als Missionar zur Verfügung zu stellen.

Nach seiner Zeit in Hall ging Eusebius zum Studium nach Innsbruck und Ingolstadt und trat 1665 bei den Jesuiten in Landsberg am Lech ein. Er begeisterte sich besonders für Naturwissenschaften und Mathematik. 1672 wurde er zum Priester geweiht. Nach Abschluss seiner theologischen Studien bot ihm der bayerische Kurfürst 1676 eine Lehrstelle an der Universität Ingolstadt an. Dieses Angebot schlug er aus. Er wollte Missionar in China werden. Mit 18 weiteren Mitbrüdern reiste er 1678 von Genua nach Cadix, wo er aber keinen

Anschluss für die Weiterfahrt fand. Er musste in Spanien warten, bis die nächste Expedition gestartet wurde. Er lernte die spanische Sprache und studierte den Halleyschen Kometen. In Spanien erhielt er der einfacheren Aussprache wegen den Namen Kino. Dort erhielt er auch die Nachricht, dass nicht China sondern Neu-Spanien seine Mission sein sollte. Als leitender Missionar und königlicher Kosmograph landete er 1681 in Vera Cruz in Neu-Spanien, das damals Mittelamerika, den Westen von Nordamerika bis zu den Südseeinseln und die Philippinen umfasste. Mexiko war gewissermaßen das Kernland.

Pater Kino entfaltete seine Begabungen in dem ihm zugewiesenen Missionsgebiet als Mathematiker, Kartograph, Handwerker, Entdecker, und Erforscher. Überall erwies er sich als Mann Gottes. Sein Missionsgebiet umfasste mehr als 130.000 Quadratkilometer (Deutschland: 357.376). Insgesamt legte er mehr als 35.000 km mit Pferd und Hund zurück. Sein Bett war die Pferdedecke, sein Kissen der Sattel.

Pater Kino vermittelte den Indianern friedvolle, zwischenmenschliche Umgangsformen, und bewirkte Frieden zwischen verfeindeten Stämmen. Er half grausame Rituale zu überwinden. Schließlich gelang ihm ein Friedensvertrag zwischen den Indianern und einem spanischen General.

Pater Kino gründete Missionsstationen, aus denen sich später Dörfer

und Städte entwickelten, rodete das Land, begründete Viehzucht und Ackerbau, schuf Bewässerungsanlagen und ermöglichte den Indianern, sesshaft zu werden. Er taufte, half Kranken, tröstete Sterbende und begrub Tote. Er kämpfte gegen die Versklavung und Ausbeutung der Indianer. Sein wichtigstes Anliegen war das körperliche und seelische Wohlergehen der Indianer. Pater Kino gilt als „erster Rancher“ und als „erster Cowboy“. Seine Verdienste um die



Gründung des Staates Arizona sind unübersehbar. Er begann das trockene Land (arida zona) zu kultivieren, so dass es 200 Jahr später zu einer Kornkammer Nordamerikas werden konnte. Am 15. März 1711 starb Pater Eusebius Franz Kühn in der von ihm gegründeten Mission Santa Magdalena. Sein Geburtsort Segno hält die Erinnerung an seinen großen Sohn mit einer Statue und Straßennamen aus seinem Wirkungsbereich fest. In Mexiko und in den USA finden sich Erinnerungen auch in der National Statuary Hall des Kapitols in Washington. ■



Alfons Zimmer:

Pauli Schiffbruch

Dass sein Schiffbruch zum Anlass für ein nationales Volksfest mit Konfettiregen und Feuerwerkspektakel werden würde, konnte Paulus nicht ahnen. Dass dabei auch noch seine Statuen durch die Straßen getragen werden, hätte er nicht gewollt, verfiel er doch regelmäßig in Zorn, wenn er silberne und goldene Bildnisse römischer und griechischer Helden und Gottheiten sah. Und wenn man ihn selber nach Wunderheilungen für einen Gott halten wollte, reagierte er mit scharfem Dementi. Seine Mission war der ewige Sohn Gottes, Christus.

In Malta ist es der 10. Februar, um den herum fünf Tage lang in südländischer Begeisterung und Frömmigkeit das Fest Pauli Schiffbruch gefeiert wird. An einem flachen Sandstrand des Inselstaates war im Jahr 60 nach Christus ein ägyptisches Kornschiff in schwerem Sturm zerschellt. Alle 276 Passagiere, unter ihnen Paulus, überlebten. Er war zu dem Zeitpunkt kein freier Missionar, sondern befand sich seit über zwei Jahren in Untersuchungshaft. Zuletzt hatte er an den Kaiser appelliert. Auf dem Weg nach Rom wurde er von Soldaten bewacht. Die Frachtschiffe des Mittelmeerraumes hatten Verträge mit Rom und mussten bei Bedarf auch Soldaten und Sträflinge mitnehmen.

Lukas zeichnet im vorletzten Kapitel seiner Apostelgeschichte die dramatischen Ereignisse detailgenau auf. Zu Recht wird er als der Maler unter den Evangelisten bezeichnet. Sein Bericht ist eines der wertvollsten nautischen Dokumente der gesamten Antike. Er ist aber vor allem ein Glaubensdokument, das Impulse auch für heute geben kann. Wie leicht kann man beruflich, wirtschaftlich, gesundheitlich, in der Partnerschaft in schwere See geraten. Auch im Glauben kann man Schiffbruch erleiden, sagt Paulus an anderer Stelle (1Tim 1,19). Die Kirche als ganze befindet sich seit vielen Jahren in schwerem Sturm.

Vor gut zehn Jahren hat die Erzdiözese Wien wörtlich einen Impuls von Benedikt XVI. aufgegriffen, die Apostelgeschichte heute weiterzuschreiben. Auf allen Ebenen des Bistums machen sie seither die Taten der Apostel zum Thema. In Bibelgesprächen, missionarischen Aktionen, synodalen Diskussionen, auch bei Wallfahrten zu den

Paulusfenster der Propsteikirche Peter und Paul: Szenen (von unten): Damaskuserlebnis, Taufe des Paulus, seine Areopagpredigt in Athen, Paulus auf dem Schiff und Pauli Enthauptung. Im Abschluss sind zu sehen als Zeichen des Martyriums und der Vollendung: Schwert, Palme und Krone.

Nautisches Dokument und Glaubensdokument in heutiger Kirchenkrise

Stätten Pauli in Rom und im Mittelmeer stoßen sie dabei oft auf die Szene des großen Schiffbruches. Leicht können sich Einzelne, Gruppen, das ganze Bistum mit dieser Beinahekatastrophe identifizieren.

Das Verhalten des Paulus in der Notlage bietet Hinweise für die heutige Kirchenkrisenbewältigung.

1. Vernunft statt religiöser Verbrämung: Ganz unfromm und praktisch gibt der Zeltmacher Paulus Ratschläge. Auf seine nüchterne Warnung, bei drohenden Herbststürmen den Hafen von Kreta nicht zu verlassen, hört niemand (Apg 27,9ff), wohl aber auf den Hinweis kurz vor Aufprall auf die maltesischen Klippen, die unverzichtbaren Matrosen an der Flucht mit dem Beiboot zu hindern. Es zählen zunächst nicht fromme Visionen, sondern Menschenverstand.

2. Vertrauen statt Panik: Verliert nicht den Mut, ruft Paulus allen auf der 14-tägigen Irrfahrt nach Malta zu. Es ist ihm zu einer inneren Gewissheit geworden, dass er mit seiner Botschaft vor den Kaiser treten wird. Der Engel Gottes habe ihm dies eingegeben. Er gibt seine sichere Zuversicht weiter.

3. Abwerfen statt Festhalten: Als es um Leben und Tod geht, muss das Schiff leichter werden. Erst werden Schiffsausrüstung, dann mehrere Anker über Bord geworfen, schließlich die kostbarste Fracht, das gesamte Getreide. Wichtiger als das Schiff ist Paulus sein Leben, wichtiger als sein Leben ist ihm sein Glaubenszeugnis.

4. Stärkung statt Resignation: Zwei Wochen lang hatte in der Notlage niemand mehr gegessen. Kurz vor dem Zerschlagen des Schiffes ermuntert Paulus alle: Esst etwas! Paulus selber beginnt in der tödlichen Gefahr mit einem eucharistischen Mahl. „Er nahm Brot, dankte Gott vor den Augen aller, brach es und begann zu essen“ (Apg 27,35). Nach dem sakramentalem Mahl des Apostels aßen sich alle satt und sammelten Kraft für die bevorstehende Rettung. Schiff, Ausrüstung, Korn, alles geht verloren. Gerettet aber wird das Leben der Passagiere und des Paulus. So kann er sein oberstes Ziel verfolgen, vor dem Kaiser und der Welt Zeugnis abzulegen für den auferstandenen Herrn. ■

Oben rechts: „Segelschiffe in schwerem Seegang“, Ausschnitt eines Ölbildes von Francois Etienne Musin (1822-1888), Misio-Folienbox JVA Bochum



Gebet um Umkehr

Wiener Erzbischof Christoph Kardinal Schönborn
(Auszüge eines Gebetes beim Prozess Apostelgeschichte 2010)

Herr, so viele Stürme in den vergangenen Jahren!
Manchmal hab' ich den Eindruck, dass wir aus den Stürmen
nicht herauskommen. Prüfung über Prüfung.
Und die Stürme brechen von uns aus los, aus unserer Mitte.
Durch Fehler in unserer Mitte, durch Sünden.
Haben wir nicht aufgehört, hingeschaut?
Herr, und dann dieser tiefe Schmerz über die vielen, die gehen,
still oder unter Protest.

Wie die Jünger im Boot möchte ich rufen:
Herr kümmert es Dich nicht, dass wir zugrunde gehen?
Warum schläfst du? Wir sind doch dein Volk, Deine Kirche.

Ja, es stimmt: Wir haben uns in die Stürme hineinmanövriert,
weil wir nicht gehört haben,
weil wir zu bequem waren, weil wir zu stolz waren,
weil unser Ansehen, unser Reichtum, unser Erfolg wichtiger waren.

Doch du, Herr, schaust uns an mit dem Blick des Freundes –
Ohne Vorwurf, ohne Verachtung. Und Du sagst uns:
„Fürchte dich nicht! Ich bin da – Ich bin mit dir! Kehrt um!“

Gib uns den Mut, Herr, umzukehren.
Lass uns erkennen, welchen Ballast wir abwerfen müssen.
Lass uns alles von Dir erwarten, ohne Hintertüren und Absicherungen.
Und wenn es anders kommt, wenn wir in stürmischer Zeit Vieles,
was uns lieb geworden ist, woran wir unser Ansehen festgemacht
haben, über Bord werfen müssen, dann lehre uns Deinen Weg
der Demut und der Hingabe. Dann lass uns neue Freude und
Zuversicht erfahren, weil die Freude an Dir unsere Stärke ist.

Herr Jesus Christus, ein Schiffbruch endet fast immer mit
dem Tod aller. Aber hier sind alle gerettet.
Was für eine Verheißung, die du uns schenkst in dieser
stürmischen Zeit! Herr, lass uns erkennen, wie viel Wohlwollen
da ist Bei denen, die Dir scheinbar fremd und fern sind,
die wir so leicht die Fernstehenden nennen.*
Herr, lass uns erkennen, dass, wenn Du uns so vieles
zu nehmen scheinst, Du uns durch andere so viel schenkst.
Herr Jesus, ich will umkehren, lass uns gemeinsam umkehren,
Dir vertrauen. Lass uns als Deine Kirche neu auf Dich ausrichten.
Amen

* Angespielt ist hier auf die Hilfsbereitschaft der Bewohner
von Malta beim Schiffbruch des Paulus (Apg 27-28)



Recht, Gesetz und Glaube

*Die Wahlen in Amerika werfen alte Fragen auf /
Zukunftsentscheidend ist die Haltung zum Leben / Ein Essay*

Ganz gleich wie die Wahlen über die Präsidentschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika ausgehen, ein Faktum steht fest: Mit der Nominierung und Wahl von zwei Richtern für das Oberste Gericht (Supreme Court) der USA hat Donald Trump Geschichte geschrieben. Über die Wahl der dritten Richterstelle war bei Redaktionsschluss noch nicht entschieden. Aber schon die Nominierung von Amy Coney Barrett durch Trump hat eine alte Debatte aufleben lassen, die geeignet ist, dem moralisch dahinsiechenden Westen neues Leben einzuhauchen. Es geht um die Kompetenzen und Prioritäten zwischen Recht, Gesetz und Glaube.

Barretts Gegner sagen, ihr Glaube werde ihre Rechtsprechung bestimmen. Und ihre Sympathisanten hoffen genau das. Sie selbst aber sagt,

das Gesetz ist für Richter die Richtschnur, nicht der Glaube. Barrett wird, sofern sie vom Senat bestätigt ist, schon kurz nach dem Wahltag zeigen müssen, wer Recht hat. Denn Mitte November steht ein Urteil des Supreme Court über die Gesundheitsreform des früheren Präsidenten Obama an. Auch ohne sie könnte es das Aus für Obamacare bedeuten. Denn fünf der acht Richter gelten als konservativ, mit Barrett wären es sechs, eine komfortable Mehrheit. Damit kann man Geschichte schreiben – nicht nur in der Gesundheitspolitik, sondern mehr noch in der Abtreibungsfrage und allgemein in der Gesellschaftspolitik.

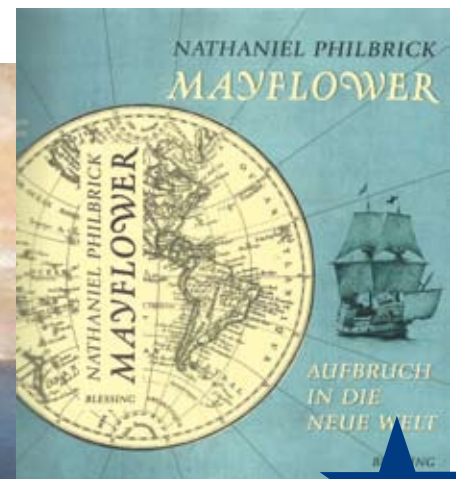
Recht strukturiert Gesellschaft. Gesetze schaffen Recht. Aber es ist der Geist, der Gesetze schafft. Die katholische Prägung von vier Rich-

tern und insbesondere von Amy Coney Barrett wird sie bei manchen Gesetzen anders abwägen lassen. Rechtssicherheit ist für alle eine ernste Größe. Wenn es aber um das fundamentale Recht, das Recht auf Leben geht, wird ein ernsthaft katholischer Richter nach dem Gesetz des Lebens und dem Recht der Natur urteilen. Zu diesem Thema sagt die amerikanische Verfassung nichts, es war im achtzehnten Jahrhundert kein Thema. Die Mehrheit der Richter gilt als „Originalisten“, also jener Denkschule folgend, die den Geist der Verfassung von 1787 auslegt. Sie sieht sich und das Gericht als Notar dieser Verfassung, nicht als Treiber von Zeitgeistströmungen (wie das in Deutschland derzeit der Fall ist). Das macht sie für den aktuellen linksliberalen Zeitgeist zum „Gottseibeius“,



Historisch einmalig: Als erster Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika hat Donald Trump in einer Amtszeit drei Richter für den Supreme Court ernannt. Besonders auffallend umstritten waren die beiden letzten, Brett Kavanaugh (Mitte) und Amy Coney Barrett, denn sie festigen das konservative Element im Kreis der neun Richter. Mit Neil Gorsuch (links) allein gab es noch keine dauerhafte Mehrheit. Jetzt steht es sechs zu drei für die konservative Seite.





Der Aufbruch in die neue Welt bedeutete auch eine Glaubenszäsur, die bis heute wirkt.

zum Gespenst der Vergangenheit. Im Fall von Barrett schrieb der National Review ebenso erstaunt wie klammheimlich begeistert: „Sie redet so selbstverständlich von Gott als ob sie tatsächlich an ihn glaubt.“ Das ist für viele, auch funktionskatholische Europäer befremdlich, für viele Amerikaner aber alltäglich. Dieses Gericht könnte dazu beitragen, dass das Naturrecht in Amerika wieder mehr Geltung erlangt. Und damit die Debatte darüber auch in Europas lauen Lebenslagen neu entfacht.

Und Trump? Sein Kalkül mag gewesen sein, dass der Oberste Gerichtshof vielleicht über seine Wiederwahl entscheiden müsste, wie im Jahr 2000 über die Wahl von George Bush, und dann würden die von ihm ernannten Richter ihm ihre Dankbarkeit erweisen. Aber das ist ein oberflächliches, tagesaktuelles Kalkül. Die neuen Berufungen in den Supreme Court haben manche katholischen und evangelikalen Wähler erfreut – und demobilisiert. Sie konnten denken: Der blonde Mohr hat seine Schuldigkeit getan. Er kann jetzt gehen. Der geistige Kampf geht über die Tagesaktualität und das Mandat von Trump hinaus. Er hat das Thema Lebensschutz und Glauben wieder ganz oben auf die politische Agenda gesetzt.

Dieses Thema reicht weit in die Geschichte zurück, genau genommen bis an den Anfang der Besiedlung Nordamerikas und damit auch

in die Geschichte Europas. Denn als die Mayflower mit den Gründervätern des modernen Amerika 1620 in der neuen Welt landete, hatte Europa gerade begonnen, sich zu zerfleischen. Die Pilgrimfathers siedelten im Namen der Religion, die Europäer töteten im selben Namen. Nach dreißig Jahren knieten die einen aus Dankbarkeit, die anderen aus Erschöpfung. Die Europäer übergaben ihr Schicksal fortan den Fürsten und Königen, und als sich die Völker im Namen von Gleichheit und Brüderlichkeit von ihnen befreien wollten, da wechselten sie nur den Herrn und begaben sich in ideologische Sklavereien namens Nationalismus, Sozialismus, Kommunismus oder Kombinationen aus diesen Ismen. Der politisch-religiöse Impetus erlahmte, die Säkularisierung durchzog die folgenden Jahrhunderte und verwüstete auch die Seelenlandschaften. Im geistig-geistlichen Leben ziehen immer noch marodierende Banden durch die Institutionen, man könnte Bewegungen wie Maria 2.0 oder dialogunfähige Synodale in Deutschland dazu zählen. Sie wollen die menschlichen Institutionen Ehe und Familie ebenso relativistisch schleifen wie die geistige Institution der Kirche. Wer heute ein religiös fundiertes politisches Bekenntnis wagt, wird gnadenlos – man könnte auch sagen fanatisch gottlos – in den Medien und vor allem im Netz niedergemacht. Relativisten, Laizisten, Nihilisten und Materialis-

ten aller Völker haben sich in dieser Gegnerschaft gegen den christlichen Glauben vereint. Ihr Banner ist die Gleichheit.

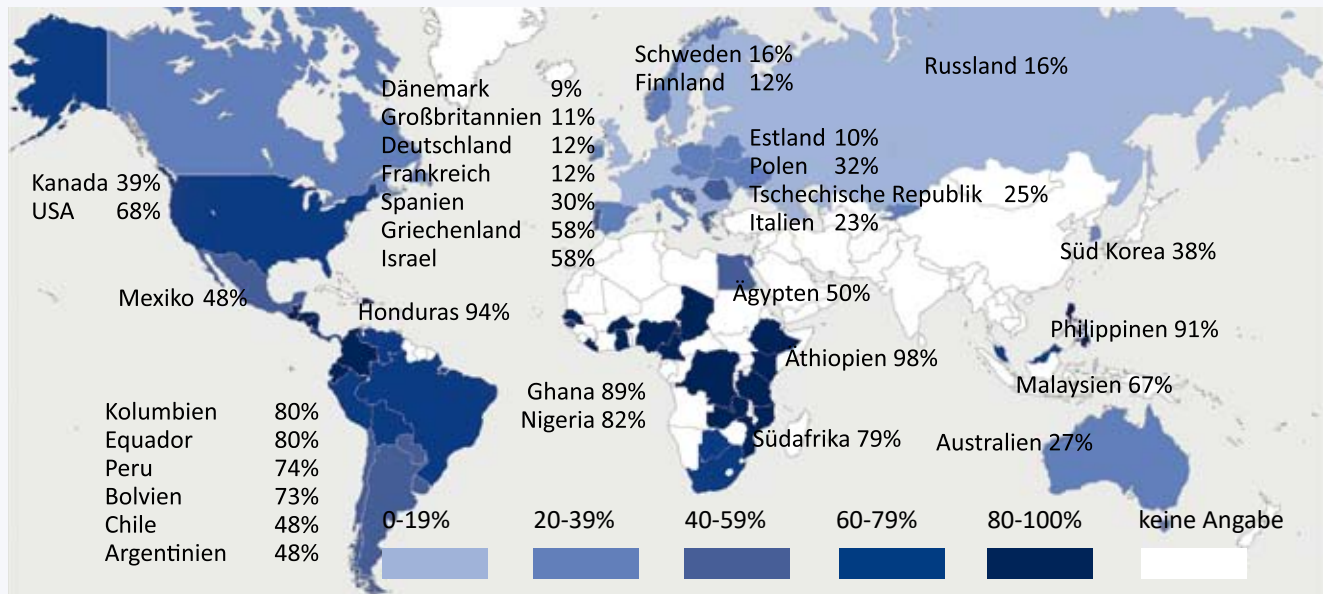
Die Amerikaner dagegen verbanden ihre Religiosität in den letzten Jahrhunderten in der einzigen Staatsform, die Individualismus und Solidarität zu vereinen vermag, die liberale und selbstverantwortliche Demokratie. Schon Alexis de Tocqueville bezeichnete die amerikanische Staatsform als Religion mit demokratischen Zügen. „Von Anfang an waren Politik und Religion einig, und sie haben seither nicht aufgehört, es zu sein“, schrieb der große Franzose. Und er sah auch die Verbindung, ja die gegenseitige Abhängigkeit: „Nie war ich überzeugter als heute, dass nur die Freiheit und die Religion in einer gemeinsamen Bemühung die Menschen aus dem Sumpf herausziehen können, in den die Demokratie sie stößt, sobald eine dieser Stützen ihnen fehlt.“ Wenn der Freiheit die Religion fehlt, endet die Freiheit in Gleichmacherei und Beliebigkeit. Das kann man in Europa beobachten. Wenn der Religion die Freiheit fehlt, endet die Religion in Diktatur. Das sieht man in islamischen Ländern.

Das ist der Kontext, in dem die Debatte um Barrett und den Supreme Court stattfindet. Er weist auf die Hoffnung hin, die aus einer möglichen Änderung des Abtreibungsrechts erwächst, zunächst in Amerika, später vielleicht sogar in Teilen



Unter Christen ist die Religion am wichtigsten in Afrika südlich der Sahara, in Lateinamerika und in den Vereinigten Staaten

% der Christen, die sagen, dass Religion in ihrem Leben sehr wichtig ist



Source: pew Research Cnetersurveys, 2008 to 2017. PEW Research Center

Europas. Allerdings sollte man sich auf dem alten Kontinent nicht allzu vielen Illusionen hingeben. Weder die Richter noch die Politiker haben in Europa im Allgemeinen und in Deutschland im Besonderen den Mut, an dieser Schraube zu drehen, von Journalisten ist da kaum mehr zu erwarten. Und über das Schweigen von Kirchenfunktionären redet man besser nicht. Sie alle mögen über Trump und Amerika die Nase rümpfen und sich echauffieren. Aber es ist ein Faktum: Dieser Präsident hat als erster in einer Amtszeit drei oberste Richter ernannt – und mit der Ernennung von Amy Coney Barrett eine geschichtsträchtige Debatte wiederbelebt. In dieser Debatte geht es letztlich um das Wesen des Rechts, das heißt um das Naturrecht. Ohne Verankerung in der Natur des Menschen wird das Recht zum Herrschaftsinstrument für jedwedes Regime. Gerade die Deutschen können davon ein böses Lied singen, Stichwort Rassengesetze.

Verankerung in der Natur des Menschen bedeutet aber auch, wie Benedikt XVI. als Papst vor dem deutschen Bundestag ausführte, Verantwortung vor der Schöpfung und damit vor dem Schöpfer. Daraus resultieren die Menschenrechte, nicht aus einer voluntaristisch bestimmten Gleichheit, die die Vielfalt der Menschen ideologisch einebnen auf

das Niveau eines Friedhofs. Benedikt XVI. war es auch, der schon als Kardinal schrieb, es sei „die Aufgabe der Politik, Macht unter das Maß des Rechtes zu stellen und so ihren sinnvollen Gebrauch zu ordnen“. Das Maß des Rechtes aber ist die Geschöpflichkeit, die Natur. Sie ist die Richtschnur.

Die große Errungenschaft Europas ist der Primat des Rechts, verwirklicht in der Rechtsstaatlichkeit. Noch einmal: Recht strukturiert Gesellschaften, aber das Recht hat seine Vorgaben – und seine Geschichte. Es hat ziemlich lange gedauert, bis die Rechtsstaatlichkeit als allgemeine Norm auch im Bewusstsein der Menschen verankert war. Sie ist, selbst in christlich geprägten Staaten, immer noch keine Selbstverständlichkeit. Oder wird hier und da verwässert mit positivistischem Recht, siehe die Abtreibungsgesetze in Deutschland und der EU allgemein, siehe auch die Gesetze über aktive Sterbehilfe. Entscheidend ist das Verhältnis zur Wahrheit und damit zur Würde des Menschen. Die Würde ist das Bindeglied zwischen Politik und Glauben (W. Ockenfels). Das mag man im amerika-kritischen und so überheblichen Deutschland ganz anders sehen. Ohne Wahrheit aber gibt es keine Freiheit. Die Wahrheit wird euch frei

machen – der Satz gilt auch für das politische Leben.

Natürlich gibt es auch in Amerika geistige Marodeure. Es kann auch sein, dass Trump und anderen Politikern diese historischen Wurzeln im kollektiven Gedächtnis unbekannt sind. Und es mag auch sein, dass viele schlaun Europäer um diese geistesgeschichtlichen Zusammenhänge wissen und sich im Wissen um ihre völkerrechtstheoretischen Erkenntnisse selbstgerecht als die besseren Abendländer dünken und gegenüber den Amerikanern den Brustkasten mit historischer Luft aufblasen. Es mag auch sein, dass es in Amerika viel Armut und Elend gibt, viel Ungerechtigkeit, viel Verschwendung von Ressourcen und brutale Hire-and-Fire-Methoden. Auch rassistische Gedanken und nationale Überheblichkeiten sind Amerikanern gewiss nicht fremd – Europäern übrigens auch nicht. Ein Unterschied jedoch ist zukunftsentscheidend und der hat eben mit der von den Europäern belächelten religiösen Komponente zu tun: Die Amerikaner erwarten das Heil nicht vom Staat. Der Staat soll helfen, Solidarität subsidiär zu verwirklichen, der „Vater unser“ ist er nicht. In Europa heißt der Leviathan mittlerweile Vater Staat und das ist symptomatisch.

Dieser Unterschied macht eine Drift aus. Amerika hat immer noch die Kraft zum Wandel, zur Hinwendung zu Gott und Natur. Europa dagegen stagniert, weil die Spannkraft der inneren Triebfeder weitgehend erloschen ist. Der Glaube ist die größte Leidenschaft im Menschen, meinte der dänische Philosoph Kierkegaard. Er führt zu einer anderen Perspektive des Handelns als der rein wirtschaftlichen Vernunft, er führt zu einem Verhalten gegenüber der Welt, zu Weltanschauungen, die Handeln und Arbeit auf die Folie des Heils legen und so nur als Mittel, nicht als Ziel erkennen. Vor gut hundert Jahren, im November 1904 erklärte das Max Weber in seiner Abhandlung „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. Das politische Establishment der Europäer hat den Glauben als Triebfeder des Handelns verdrängt und vergessen. Die Kraft des Visionären fehlt, der große überzeitliche Spannungsbogen des Lebens ist in Deutschland, vielleicht auch in Europa zu einer kleinen Matratzenfeder verkommen, man will einfach nur weiter gemütlich und bequem die Welt aus der geruhsamen Perspektive des Versorgungsstaats beobachten. Max Weber ist genauso vergessen wie Nell-Breuning. Kettler und Kolping sind zu historischen Gestalten und Verbänden geronnen. Nicht, dass Europa und insbesondere Deutschland keine Geister hätte, die das zukunftsweisende Erbe der christlichen Soziallehre hochhalten, aber es fehlt der Geist, der jenseits des akademischen Disputs die Poli-

tik belebt. Auch das ist in Amerika anders. Dort ist der Geist der Pilgerväter, das Leben persönlich zu erobern und zum Gelingen zu führen, noch lebendig und wirkt bis in die Politik hinein. Das ermöglicht, dass das Land sich erholen und zu neuen Ufern aufbrechen kann.

Länder und Völker mit theologisch durchsetztem Sendungsbewusstsein haben diesen Glauben an eine gute, bessere Zukunft. Sie leben davon. Wenn Europa sich nicht auf seine geistigen Wurzeln besinnt, wird es gegenüber Amerika und Asien weiter zurückfallen und gerät in seinem dekadenten Luxus zum gierig erstrebten Beutegut für China oder auch radikale Gotteskrieger und ihre Anhänger. Papst Franziskus hat in seiner neuen, dritten Enzyklika die aktuelle Situation der Welt und vor allem Europas beschrieben und als Heilmittel die Geschwisterlichkeit der Menschen genannt. In Punkt 19 schreibt er mit Blick auf das Ich-Denken der heutigen Gesellschaften im Westen: „Der Geburtenrückgang, der zu einer Alterung der Bevölkerung führt, und die Tatsache, dass die älteren Menschen einer schmerzlichen Einsamkeit überlassen werden, bringen implizit zum Ausdruck, dass alles mit uns vorbei sein wird, wo nur unsere individuellen Interessen zählen. So werden heute nicht nur Nahrung und überflüssige Güter zu Abfall, sondern oft werden sogar die Menschen weggeworfen. Wir haben gesehen, was mit den älteren Menschen an einigen Orten der Welt aufgrund des Corona-

Virus geschehen ist. Sie sollten nicht auf diese Weise sterben. Tatsächlich aber war etwas Ähnliches schon bei mancher Hitzewelle und unter anderen Umständen vorgefallen: Sie wurden brutal weggeworfen. Es wird uns bewusst, dass eine Isolierung der älteren Menschen und ihre Übergabe in die Obhut anderer ohne eine angemessene und gefühlvolle familiäre Begleitung die Familie selbst verstümmelt und ärmer macht. Im Übrigen führt es dazu, dass den jungen Menschen der nötige Kontakt mit ihren Wurzeln und mit einer Weisheit, welche die Jugend von sich aus nicht erreichen kann, vorenthalten wird.“ An anderer Stelle beklagt er das Phänomen der Abtreibung.

Es ist die Haltung zum Leben, die das Glück der Nationen bestimmt. Es ist die Haltung zur Familie, als Hort des Lebens und als Ort des Sterbens, die die ethische Qualität der Nationen definiert. Geschwisterlichkeit und Brüderlichkeit bringen diese Haltung zum Ausdruck. Brüderlichkeit aber setzt einen gemeinsamen Vater voraus. In diesem Sinn hat das Christentum der Welt immer noch viel zu sagen. Die Frohe Botschaft gilt für alle Menschen, die guten Willens sind (vgl. Lk, 2,14). Sie ist menschengeliebt, nicht geographisch fixiert, schon gar nicht bestimmt von einer Provinz des Reiches Gottes, auch nicht der germanischen. Dennoch: Der naturrechtliche Impuls aus Amerika könnte, wenn er sich denn in Urteilen niederschlagen sollte, auch Europa beleben. ☆



Armeelazarett im US-Bundesstaat Kansas, 1918: Die spanische Grippe, im Volksmund „Lungenpest“ genannt, kam mit den Soldaten im letzten Jahr des Ersten Weltkriegs aus Amerika nach Europa. Spanische Zeitungen berichteten als erste darüber, daher die Bezeichnung spanische Grippe. Es war die größte Pandemie der letzten Jahrhunderte. Sie wütete zwei Jahre, man schätzt die Zahl der Toten zwischen 20 und 100 Millionen weltweit.



Berliner Mauer an der Ruhr

Auch vor der Klosterkirche der Zisterzienser in Bochum steht ein Originalmauerstück



Pater Dr. Moses Hamm OCist erklärt Schülerinnen und Schülern die Mauer-Installation vor der Pfarr-, Wallfahrts- und Klosterkirche St. Marien in Bochum-Stiepel.

Kleine graffitibesprühte Stücke der Berliner Mauer haben sich zehntausende Bürger nach dem Mauerfall vor 30 Jahren an Ort und Stelle besorgt. Als „Mauerspechte“ hämmerten und meißelten sie in den Monaten nach dem 9. November 1989 an dem Bollwerk, nicht selten begleitet von Flüchen der genervten Anwohner. Große Mauersegmente sind mittlerweile weltweit als Friedensmahnmale aufgestellt, etwa in Schengen, in Caen, in Fatima, in Las Vegas, im Vatikan.

Stille steinerne Zeugen der deutschen Trennung und der deutschen Wiedervereinigung findet man auch hierzulande an vielen Orten. Gleich drei stehen als Ensemble am Deutschen Eck in Koblenz und zwei an der Kreuzeskirche in der Essener City. Eine besonders schöne Installation besitzen die Zisterzienser in Bochum an der Ruhr. Vor dem Eingang ihrer Wallfahrtskirche in Stiepel wurde 2015 der 2,5 Tonnen

schwere Koloss aufgestellt. Erste Kontakte in der Sache kamen schon 1989 zustande durch den damaligen Parlamentarischen Staatssekretär und späteren Bundestagspräsidenten Prof. Dr. Norbert Lammert, Bürger Bochums. 25 Jahre dauerte es, bis das Konzept erarbeitet war und bis die Finanzierung stand. Ein dem Kloster sehr verbundenes Unternehmerehepaar half mit Stiftungsgeldern. Beide stammen aus Thüringen und waren in den 50er Jahren aus der DDR geflohen. Das Elternhaus des Mannes lag nach dem Bau der innerdeutschen Grenzmauer für ihn unerreichbar im Sperrbereich der Zonengrenze.

Die Mönche wollen ihr Mahnmal auf dem Klostergelände ausdrücklich auch spirituell eingebunden wissen. Sie sagen: Das Werk ist eine sichtbare Bitte um Gottes Beistand und ein sichtbarer Dank für Gottes Wirken. Als Motto für ihre Stiepeler Mauer wählen sie ein Psalmwort:

„Mit meinem Gott überspringe ich Mauern“ (Ps. 18,30).

Deutlich sichtbar und herausgehoben auf der 3,5 Meter hohen Installation sind so genannte „Konfliktlinien“. Sie weisen hin auf heutige und künftige „Mauern“ und Konflikte im persönlichen und politischen Raum: Arm-Reich, Ost-West, ethnische und religiöse Trennungen und auch Fragen der Geschlechtergerechtigkeit. Das Kloster stellt auf ihrer Homepage Materialien zur Verfügung für Religions- und Sozialkundeunterricht. Das Mahnmal ist ein außerschulischer Lernort. Regelmäßig werden Gruppen und Schulklassen geführt und vor Ort zur Diskussion angeregt. Hier kann man das Symbol der Teilung anfassen und „begreifen“.

Einst stand der Koloss am Potsdamer Platz in Berlin. Jetzt mahnt er vor der Klosterkirche. Er erinnert daran, dass Frieden und Freiheit kostbare, aber bedrohte Güter sind. □

Freundschaft ist das Geheimnis!

Der Sportjournalist Florian Eisele meinte: „Selten war der Titel so verdient wie der Sieg des FC-Bayern in der Champions-League. Alle 11 Spiele gewannen die Münchner ... Auch der Sieg Nummer 11 war absolut verdient ... Glückwunsch nach München zum Club, der seit Dezember 2019 kein Spiel mehr verloren hat“ (Augsburger Allgemeine Zeitung 25.8.2020).

Auf der Siegesfeier sagte der Vorsitzende des FC-Bayern Karlheinz Rummenigge zum Trainer Hansi Flick: „Du bist ein so bescheidener Mensch. Du hast einen Wahnsinnsjob gemacht.“ Flick gab das Lob an die Mannschaft weiter: „Wirklich Männer, ich bin so was von stolz, dass wir euch begleiten dürfen ... Ich habe noch nie so eine Mannschaft trainiert.“ Noch einmal Eisele: „Flick hat aus einer wankenden Truppe ein Champions-Team geformt.“

Was ist das besondere, erwähnenswerte über das hinaus, was nur Fußballfreunde interessiert? Das ist wohl psychologischer Natur. Natürlich sind im FC-Bayern Weltklassemannschaften. Die gibt es auch in anderen Mannschaften. Der Endspielgegner Paris Saint Germain hatte den höchstbezahlten Superstar Neymar in seinen Reihen. Ohne Zweifel beherrscht der Trainer des FC-Bayern bestens sein Handwerk. Aber auch der Endspielgegner hat mit Thomas Tuchel einen erststrangigen Trainer.

Es muss also etwas hinzukommen, das die Siegesserie des FC-Bayern ausmacht und nicht allein durch Training und körperliche Fitness zu erklären ist. Jürgen Liminski, kein Sportjournalist, drückt es mit „Menschlichkeit“ aus, welche auch „Ball-Gladiatoren“ brauchen. (Tagespost 27.8.20). Er erinnert an Jupp Heynckes, den Flick als sein Vorbild betrachtet und an seinen unkomplizierten Umgang und seine Kameradschaftlichkeit mit den Spielern. Liminski greift noch weiter zurück auf den Weltmeistertrainer Sepp Herberger, der sein Erfolgsgeheimnis mit „11 Freunde müsst ihr sein“ auf den Punkt brachte.

„Freunde“ bei denen sich keiner insgeheim über den Fehler eines Mannschaftskameraden freut, weil das vielleicht eine Möglichkeit zur eigenen Profilierung darstellt. Freundschaft zeigt sich vielmehr darin, dass bei einem Fußballteam die übrigen 10 alles tun, um den Fehler eines Anderen im Interesse des gemeinsamen Ziels auszubügeln.

Auf dem Prüfstand

Sind das idealistische, weltfremde Träume? Offenbar nicht, wie der Erfolg einer Fußballmannschaft zeigt. Es ist der „andere Geist“, den viele kennen, wenn in einem Team nicht das Klima der Konkurrenz sondern Freundschaft herrscht, wenn alles leicht von der Hand geht, Hilfe selbstverständlich zur Stelle ist, wenn sie gebraucht wird, Freude spürbar ist, dann wachsen Menschen über sich hinaus. Wer einen solchen Geist schafft, mobilisiert nicht nur als Fußballtrainer unbekannte Reserven, sondern die Sehnsucht, einem solchen Team anzugehören!

Hubert Gindert

Sieg der „Gesinnung über rationale Urteilsfähigkeit“

Der Schweizer Publizist Milosz Matuschek forderte in einem Apell „freie Debattenräume“ in dem ein „Sieg der Gesinnung über rationale Urteilsfähigkeit“ ... beklagt wird. (Junge Freiheit, 4.9.2020) Matuschek spricht damit eine sich ausbreitende sogenannte „Candle-Culture“ an. Gemeint sind Meinungen, die nicht mainstream sind aus dem Diskurs zu verbannen und Personen „die unpopuläre Ansichten“ vertreten öffentlich bloßzustellen oder zu boykottieren. Anders ausgedrückt sollen Menschen mittels Diffamierung und persönlichen Attacken über sogenannte Shitstorms mundtot gemacht werden. Früher geschah das durch Bücherverbrennungen.

Dieter Stein hat in der jungen Freiheit (4.9.2020) solche Candle-Culture-Aktionen beschrieben.

Als Folgen solchen Tuns wird eine geistige Auseinandersetzung erstickt. Die Gräben in der Gesellschaft werden vertieft. Radikalisierung der Unterdrückten nimmt zu. Wir sollten uns dagegen wehren und solche Praktiken

beim Namen nennen, wo immer das geschieht, in Medien, in der Politik, in der Gesellschaft und in der Kirche. Gefährdet sind nämlich unsere Grundrechte!

Hubert Gindert

Sollten sich Kirchenzeitungen in den US-Amerikanischen Wahlkampf einmischen?

Sollten katholische Kirchenzeitungen den allgemeinen Anti-Trump- bzw. den Pro-Biden-Trend praktizieren? Natürlich ist die Versuchung, mit dem großen Haufen zu laufen, wie Frau Nölle-Neumann vor vielen Jahren konstatiert hat, groß. In einer katholischen Kirchenzeitung geschieht das mit der Titelüberschrift „Mit Rosenkranz gegen Gewehre“. Der Untertitel lautet „Joe Biden könnte nach John F. Kennedy der zweite Katholik werden, der ins Weiße Haus einzieht. Der demokratische Bewerber beruft sich auf seinen Glauben, der ihm geholfen habe, mit Schicksalsschlägen fertig zu werden.“ Die katholische Haltung Joe Bidens wird mit Zitaten unterstrichen wie „Er hat immer den Rosenkranz dabei“ ... „Das Versprechen Jesu spendet ihm Trost“, sagt die Ordensfrau Simone Campbell ... „Seit dem Tod seines Sohnes Beau trägt der Katholik stets dessen Gebetskette bei sich ... geprägt wurde Biden durch zwei „Johns, den ersten katholischen US-Präsidenten John Kennedy und Papst Johannes XXIII. dessen Einsatz für soziale Gerechtigkeit ihn prägte“ ... „Mit seiner Nominierung als Präsidentschaftskandidat der Demokraten hat der regelmäßige Kirchgänger derzeit gute Aussichten als zweiter Katholik ins Weiße Haus einzuziehen“. Soweit die seriös klingende Beschreibung Bidens.

Auch der Amtsinhaber Trump wird zitiert mit Worten, die ihn aber ins Abseits stellen: „Er (Biden) ist gegen Gott. Er ist gegen Gewehre“. Biden wolle „eine Welt ohne Religion schaffen... Gott würde die Wahl Bidens ins Weiße Haus ‚weh tun‘“. Ich kann nicht beurteilen, in welchem Zusammenhang diese Worte gefallen sind.

Nun werden im selben Artikel auch katholische Stimmen gebracht, die auf Bidens „angebliche (!) abtreibungsfreundliche Haltung“ hinweisen. „Tatsächlich verteidigt“, so heißt es „der demokratische Kandidat politisch die Selbstbestimmung von Frauen – auch wenn er Schwangerschaftsabbrüche persönlich ablehne“. Hier werden

Katholiken, die ihren Glauben ernst nehmen, hellhörig. Sie wissen, dass die Kirche Abtreibung für ein „verabscheuungswürdiges Verbrechen“ hält. Es mag stimmen, dass Biden persönlich Abtreibung ablehnt, entscheidend ist, was er als Präsident tut. Informierte Zeitgenossen wissen, dass sich Biden für eine Lockerung der Abtreibungsgesetze ausgesprochen hat. Biden als „katholischen“ Kandidaten herauszustellen, erscheint etwas gewagt. Das kann man wohl nur, wenn man für die „Selbstbestimmung“ der Frauen in der Abtreibung ist, die in Wahrheit eine „Fremdbestimmung“ über das Kind bedeutet. *Hubert Gindert*

Was sie anprangert, möchte sie selber: Macht!

Die Rekordhöhe der Kirchaustritte zwingt, nach den Ursachen dafür zu fragen. Die Antworten die gegeben werden wie Entfremdung, Desinteresse an der Kirche, fehlende innere Bindung, religiöse Unwissenheit etc. provozieren neue Fragen: Wieso kam es dazu? Mögliche Antworten dazu sind: Jahrzehntelange Verkündigungsdefizite, Leben ohne Gebet, Gottesdienste, die keine Freude aufkommen lassen, fehlende Initiativen zur Mission und Neuevangelisierung.

Es geht also zunächst um Selbstvergewisserung im Glauben, um Fragen wie, was würde mir ohne Gott und Kirche abgehen, hat mir die coronabedingte fehlende heilige Messe am Sonntag gefehlt, bin ich willens und in der Lage Zeugnis von meinem Glauben zu geben? Das sind Fragen, die auch Katholiken, die in katholischen Vereinen engagiert sind, betreffen. Man möchte annehmen, dass Leute in katholischen Gemeinschaften eingeladen werden, die zu den Ursachen von Entfremdung und Desinteresse an der Kirche etwas zu sagen haben. Referenten sind gefragt, die Katholiken wieder aufrichten und ihnen Freude am Glauben vermitteln können.

Insofern verwundert, dass der katholische Deutsche Frauenbund (KDFB) Passau Christiane Florin zu sich eingeladen hat. Florin sagt von sich selber: „Ich bin »zerrissen katholisch«. »Ich bin jetzt fremd in der Kirche«. »Ich weiß nicht, wie lange ich noch zahlendes Mitglied dieser Kirche bleibe.«“ Jene, die sie eingeladen haben, haben sich wohl etwas dabei gedacht. Maren Maier, die ein Interview mit Christiane Florin für die Passauer Kirchenzeitung (Nr. 27,

5. Juli 2020) schrieb, stellt die Referentin als „eine der kenntnisreichsten und meinungsstärksten Beobachterinnen des kirchlichen Lebens in Deutschland vor“.

Florin ist nicht nur „Beobachterin des kirchlichen Lebens“. Sie will etwas verändern, z.B. mit ihrem Buch „Der Weiberaufstand – Warum Frauen in der katholischen Kirche mehr Macht brauchen“. Der „Bestseller“ hat den Titel „Trotzdem“. Florin will damit „Widerspruchsgeist entwickeln“, „die Machtverhältnisse kritisieren“ und einen Appell an die Frauen richten, die „katholische Kirche nicht den Autoritären zu überlassen“.

Florin will die Kirche durch Widerspruchsgeist verändern – ohne dass „ich genau wüsste, wohin diese Veränderungen gehen würden“. Sie sagt von sich: „Ich bin für harte Konfrontation, ich habe Herz für Polemik, Spott und Ironie.“ „Man muss immer wieder dasselbe sagen und dabei sachlich und argumentativ bleiben“. Sind dazu „Polemik, Spott und Ironie“ notwendig?

Florin: „Frauen sind keine gleichberechtigten Mitglieder dieser Kirche“. Sie seien „strukturell diskriminiert“. Die lehramtliche Haltung der Kirche gegenüber Frauen sei, dass „Frauen wahnsinnig gefährliche Wesen“ seien, die man auch „nach 2000 Jahren Kirchengeschichte nicht so richtig kennt und diese dürfen keinesfalls frei gelassen werden“.

Machtmissbrauch anprangern ist nicht nur das Recht eines jeden Katholiken. Es ist sogar gefordert. Nur die „kenntnisreichste Beobachterin des kirchlichen Lebens“ müsste wissen, dass es in der Kirche nicht um Macht, sondern nach den Worten Jesu, um Dienst geht. Wer Funktionen in der Kirche ausübt, braucht dazu die notwendige Kompetenz. Wer seine Befugnisse überschreitet, ist zu kritisieren. Das gilt auch für die hohen Funktionen, die zunehmend Frauen in der Kirche ausüben z.B. als Theologieprofessorinnen, Caritas- und Finanzdirektorinnen, Ordinariatsrätinnen, kirchliche Richterinnen, Schullektorinnen, Leiterinnen in katholischen Verbänden und als Pfarrgemeinderatsvorsitzende, etc.. Kennt Christiane Florin diese errungenen „Machtpositionen“ in der Kirche nicht?

Was die Kirche über die Frau und ihre Würde denkt, hat Frau Florin noch nicht zur Kenntnis genommen, bis hin zu den Schreiben der Päpste Johannes Paul II., Benedikt XVI. und Franziskus.

Christiane Florin sagt: „Die Weihe habe ich ohnehin abgeschrieben.“ Das zeigt, dass Florin die Kirche nicht als eine Stiftung Jesu ansieht, in der die Priester in „Persona Christi“ handeln. Johannes Paul II. hat bekräftigt, dass die Kirche nicht berechtigt ist, Frauen die Priesterweihe zu spenden.

Ob die Frauen des KDFB-Passau, nachdem Frau Florin bei ihnen zu Gast war, aufgerichtet, in ihrem Wertgefühl gestärkt und von Liebe zur Kirche erfüllt nach Hause gefahren sind, wäre eine interessante Frage. Ob Florin der KDFB-Passau auf ihren Weg in der Kirche weitergeholfen hat?

Hubert Gindert

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im November 2020

Universal – Künstliche Intelligenz

Wir beten dafür, dass die Entwicklung von Robotern und künstlicher Intelligenz stets dem Wohl der Menschheit dient.

Foto- und Quellennachweise:

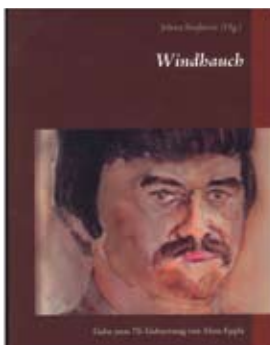
307 Das gesegnete Jahr, Informationszentrum Berufe der Kirche, 1986, S.165; **308** Das gesegnete Jahr, Informationszentrum Berufe der Kirche, 1986, S. 121; **309** H. Fillitz, R. Kahsnitz, U. Kuder: Perikopenbuch Heinrich II. S. Fischer 1994, Tafel 54; **310, 311, 314, 322** privat; **312-313** Par Steffen Heilfort Travail personnel, CC BY-SA 3.0, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=2876318, Par Tango7174 Travail personnel, CC BY-SA 4.0, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=7365110, ByThesupermat Own work, CC BY-SA 3.0, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=28736118, Par Édouard Hue Travail personnel, CC BY-SA 3.0, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=30525271, GFreihalter Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=79147627; **314-315** H. Halbfas: Die Bibel, Patmos 2001, S. 374; **316-317, 329** J. Liminski; **317** (unten) upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/60/Mazewa_mit_Krone_%28Eisenstadt%29.jpg; **318** A. Englisch: Joh. Paul II. Ein Leben in Bildern, Weltb. Verlag 2005; **320-321** Demo für Alle; **323** www.revistaecclesia.com/catolicos-y-cientificos-el-padre-kino-por-alfonso-v-carrascosa/; **324** Peter Bräutigam; **325, 330** A. Zimmer; **326** screenshot www.religionenlibertad.com; Franz Jantzen, per metadata www.oyez.org/justices/neil_gorsuch, Gemeinfrei, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=62189710, The Collection of the Supreme Court of the United States www.oyez.org/justices/brett_m_kavanaugh, Gemeinfrei, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=74992411, Rachel Malehorn Direct link, smugmug.com, CC BY 3.0, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=93339375; **327** William Halsall - Pilgrim Hall Museum, Gemeinfrei, commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=308115;

Quellen: **336** L'Osservatore Romano, 25. September 2020, S. 6; katholisches.info/2011/06/07/eusebius-franz-kuhn-padre-kino-vergessener-amerikamissionar-und-grunder-arizonas; **337** Hubert Gruber in Muckermann Friedrich in Neue Deutsche Biografie Band 18.

Bücher

Windhauch – Gabe zum 70. Geburtstag, BoD Norderstedt ISBN 9783751934244, 348 S., Euro 29,80

„Exegi monumentum aere perennius“ Ein Werk habe ich geschaffen, dauerhafter als Erz, so spricht Horaz (65-8 a. Chr. n.) voller Selbstbewusstsein über sein dichterisches Schaffen. Die Gabe zum 70. Geburtstag unseres Fels-Mitarbeiters Alois Epple mit dem Titel „Windhauch“ ist ein Sammelband von Beiträgen, die einerseits einen Blick in die schwäbische Kultur ermöglichen, andererseits das vielfältige Betätigungsfeld eines unermüdlich geistig engagierten Zeitgenossen aufzeigen. Bilder werden gezeigt, ihre Besonderheiten dargelegt und die Künstler vorgestellt. Die Allegorie der Gottlosigkeit und die Pietas Christiana, zwei Schabkunstblätter von Johann Baptist Bergmüller, werden verglichen. Vorgestellt werden Joseph Bernhart, Sebastian Kneipp und Bischof Ulrich von Augsburg. Einblicke in die Geschichte geben Themen wie „Konfession und Alltagsleben am Beispiel des Riesen“, „Maximilian Philipp und Pfreimd“, die Geschichte von Füßen seit der Römerzeit und Christianisierung bis zur Säkularisation. Hervorgehoben wird die Bedeutung der Muttergottes im Heilsgeschehen, in der Kirche und im Leben der Christen. Es finden sich Beiträge zum Bildungsauftrag der Schule. Farbenfrohe und formschöne Paramente erinnern an festliche Messen in der Vergangenheit und Schuberts letzte Klaviersonate erhält einen Platz in dem Buch ebenso wie der Türkheimer Maler Johann Georg Bergmüller, der weithin unbekannt Dichter Karl Wolfskehl, der dem liberalen deutschen Judentum angehörte, und der Türkheimer Bildhauer Hillenbrand. Ob das Buch mit seinen Inhalten dauerhafter ist als Erz wissen wir nicht, jedenfalls ist es mehr als ein leichter Luftzug, der kaum wahrgenommen wird.



Gerhard Stumpf

Richard Gutzwiller: Meditationen über Johannes. Verlag Media Maria 2020, geb. 352 Seiten mit Lesebändchen, Euro 19,95 (D); Euro 20,50 (A). ISBN 978-3-9479311-4-9. Mail: buch@media-maria.de

Bücher über das Johannes-Evangelium müssen etwas Besonderes leisten, wenn sie vor der schon vorhandenen Literatur bestehen wollen. Auf dieses Buch von dem Schweizer Jesuiten Gutzwiller trifft dies zu. Der Autor arbeitet zunächst die Sonderstellung des Apostels Johannes heraus, der als einziger Apostel unter dem Kreuz stand, nur ihm hat Christus seine Mutter anvertraut. Eine Besonderheit ist sicher auch die Schönheit und Klarheit der Sprache. Wer wäre nicht schon vom Prolog dieses Evangeliums tief beeindruckt? Der Autor bringt jeweils zunächst ein Original-Kapitel aus dem Johannes-Evangelium und anschließend seine kurze Erklärung und schließlich seine ausführliche Reflexion. Der Aufbau des Buches folgt chronologisch den Lehrjahren Jesu. Mit seiner klaren Sprache versteht es Pater Gutzwiller das Johannes-Evangelium dem Leser nahezubringen. Der begnadete Seelsorger und Schriftsteller hat dieses Werk kurz vor seinem Tod abgeschlossen, so dass es zu seinem Testament für seine Leser geworden ist. Sehr zu empfehlen.

Eduard Werner



**Kreuz - Abzeichen
zum Bestellen**

**Das Kreuz ist
das zentrale
Symbol der
Christen**

Das Kreuz ist das Zeichen unserer Erlösung durch Jesus Christus. Kreuz und Auferstehung sind wesentlicher Inhalt des christlichen Glaubens. Das Tragen der Anstecknadel ist Bekenntnis.

**Katholisches Wort in die Zeit
Spendenaufruf**

**DER
FELS**

Liebe Leser,

Wir freuen wir uns natürlich sehr über Ihre Wertschätzung und Anerkennung für einzelne Artikel. Deswegen möchten wir auch gerne fortfahren, mit und an der Arbeit für den „Fels“.

Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen
Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Hinweis zur Bestellung:
Pin mit Anstecknadel oder
mit Druckknopfverschluss
Preis: 3,00 Euro
(Staffelpreise möglich)

Tel.: 02151 - 47 47 74

Fax: 02151 - 47 37 27

E-Mail:

Aloys.Hoersch@t-online.de

Titelbildbeschreibung



Das Jüngste Gericht

Das Bild stammt aus dem Perikopenbuch Kaiser Heinrich II. Es entstand wohl um 1010 auf der Bodenseinsel Reichenau.

Christus sitzt auf seinem Thron. Er hält mit seiner Rechten sein Kreuz, das ihn als Weltenrichter legitimiert. Mit seiner Linken weist er auf seine Helfer. Das sind im Himmel die Engel und waren auf Erden die zwölf Apostel. Während alle Engelköpfe auf Christus ausgerichtet sind, gibt es Apostel, welche sich gegenseitig. Es sind eben Menschen, die sich beim Thron Gottes befinden. Sechs der Apostel halten je ein Buch in der Hand: zwei Evangelisten und die Verfasser der neutestamentlichen Briefe.

In der unteren Bildhälfte scheiden zwei Engel die Gerechten von den Bösen. Die Engel halten je eine Schriftrolle, auf welchen die menschlichen Taten verzeichnet sind. Die Gerechten sind in drei Reihen zu sechs, fünf und vier Personen angeordnet. An erster Stelle erkennt man einen Papst und hinter ihm einen Kaiser mit einer Krone auf dem Haupt. Auf der anderen Seite erkennt man auch 15 Personen plus eine kleine, sitzende Person, ein (geistiges) Kind, welches sich an die Stirn langt, so als würde es zu spät seine schlechten Taten erkennen. Die meisten wenden sich der Hölle zu. Einer wird mit einem Haken von einem Teufel dorthin gezogen. Zwei schauen noch zweifelnd auf die Rotuli. Sie können nicht verstehen, dass sie in die Hölle kommen werden. Auch auf dieser Seite steht ein Kaiser. Er hat vorwurfsvoll seine Hand erhoben. Aber auch er wird von einem Teufel mit einer Kette in die Hölle gezerrt, wo schon ein in Ketten gefesselter Teufel wartet. Es könnte sich bei diesem aber auch um den Tod handeln, den Christus als letzten besiegte.

Alois Epple

Bücher/Leserbrief

Kuby, die verlassene Generation, fe-Verlag, ISBN 978-3-86357-276-1, 308 S., Euro17,80

Dem Inhaltsverzeichnis des jüngsten Buches von Gabriele Kuby geht eine zweiseitige Bilanz mit dem Thema „Krank an Leib und Seele“ voraus. Aus Veröffentlichungen von Institutionen wie Krankenkassen und Gesundheitsministerien kann man entnehmen, dass allzu viele Kinder und Jugendliche Gesundheitsprobleme haben.

Eigentlich könnten die Kinder in Deutschland sorglos aufwachsen, aber die Politik unter dem Druck aggressiver Minderheiten, massiver wirtschaftlicher Interessen mit Gewinnmaximierung und unter dem Anspruch der technischen forschungsgestützten Wissenschaften ohne Ethik hat völlig vergessen, dass die Menschenwürde, die Familie und damit die Kinder das erste und wichtigste Gut in der Gesellschaft, im Staat sind. Anstatt der Liebe wird die Begehrlichkeit gefördert, statt der Familie werden Familien zersetzende Einrichtungen flächendeckend aufgebaut. Das Bildungswesen ist von ideologischen Bestrebungen durchseucht. Die Politik muss sich darauf besinnen, was die Würde des Menschen ist, und alles tun, damit diese Würde in allen Lebensphasen geschützt wird.

Das Buch von Gabriele Kuby gibt einen umfassenden Überblick über das Spiel der Politik mit den Familien, über die Manipulationen an den Menschen und darüber, worauf sich eine Gesellschaft ohne Gott einstellen muss. Wer aber auf die Zusagen Gottes setzt, auf seine Verheißungen und Gebote baut, lebt „aus der unzerstörbaren Hoffnung auf Jesus Christus“. Er hat ein erfülltes Leben.

Das Buch informiert und klärt auf. Es gehört in die Familien, in die Bibliotheken der Schulen und müsste Pflichtlektüre für die Politiker sein.

Gerhard Stumpf



Leserbrief an den Münchner Merkur zum Kommentar „Claudia Moellers: Wahre Freiheit des Glaubens“. Seite 2 am 05.09.2020

Frau Moellers fordert erhebliche Neuerungen in der Kirche. Sie bedenkt aber nicht, dass es in Deutschland laut Grundgesetz Religionsfreiheit gibt. Das heißt doch, dass jeder Katholik, der mit der bisherigen Lehre der Kirche nicht mehr einverstanden ist, aus der Kirche austreten kann bzw. eine neue Kirche nach seinem Gusto gründen kann. Niemand wird ihm das streitig machen. Aber Religionsfreiheit bedeutet nicht, dass er in der Kirche bleiben kann und dort die Lehre ins Gegenteil verkehren kann. Wo bleibt denn da die Religionsfreiheit für die treuen Katholiken, denen die Kirche vor der Nase wegreformiert wird, ohne dass sie gefragt werden? Über meinen Glauben haben Bischof Bätzing und seine Funktionäre nicht zu bestimmen. Auch wir konservative Katholiken haben ein Recht auf Religionsfreiheit, das wir uns von den so genannten Synodalen nicht wegnehmen lassen.

Dr. Eduard Werner, Andechs

„Maria Mutter der Kirche“

Gebetsstätte Marienfried



Marienfriedstr. 62 • 89284 Pfaffenhofen
Tel. 07302 9237 0
mail@marienfried.de • www.marienfried.de

EINKEHRTAGE

„Marienerscheinungen – Prophetie für unsere Zeit“



mit Rektor **Georg Alois Oblinger**
Sonntag, 15. November, 18.00 Uhr bis
Mittwoch, 18. November 2020, 13.00 Uhr





Regionalkongress Berlin / Brandenburg – 21. November 2020 in Kleinmachnow

„Freude am Glauben“ Thema: „Wer glaubt, überwindet die Angst“

Zu dem Regionalkongress Berlin / Brandenburg laden wir alle Interessierten aus dem Erzbistum Berlin und darüber hinaus ganz herzlich ein! Lassen Sie sich stärken durch großartige Vorträge, Gespräche und Gottesdienst. Erleben Sie einen Tag inmitten einer Gemeinschaft Gleichgesinnter und – wenn Ihnen nach Aktion zu Mute ist – ,nutzen Sie die Gelegenheit zum Knüpfen von Kontakten und Netzwerken über die Pfarreigrenzen hinweg

Programm

- 09.00 – 10.00 Anmeldung, Empfang, Eröffnung
- 09.30 – 09.45 Morgenlob (in der Kirche)
- 10.00 – 10.15 Begrüßung und Einführung in den Kongress, Prof. Dr. Werner Münch
- 10.15 – 11.00 Prof. Dr. Werner: Münch Wachsende Sehnsucht nach Klarheit in Kirche und Gesellschaft
- 11.30 – 12.15 Exz. Prof. Dr. habil. Andrzej Przylebski, Botschafter der Republik Polen in Deutschland: Wohin steuern Kirche, Gesellschaft und Politik in Polen?
- 13.15 – 13.45 David Hassenforder, Pfarrvikar: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen – Gedanken zur Bestattungskultur
- 14.00 – 15.00 ‚Kirche in Not‘: Geistlich und materiell an der Seite verfolgter Christen; Florian Ripka, Geschäftsführer
- 15.30 – 16.30 Prof. Dr. Peter Stephan, FH Potsdam: Religion im öffentlichen Raum. Der Skandal um das Kuppelkreuz des Berliner Schlosses
- 16.30 – 16.45 Schlussworte, Prof. Dr. Werner Münch
- 17.00 – 18.00 Hl. Messe (Sonntagsmesse)
- 18.00 Ausklang: Im Anschluss an den Kongresstag laden wir Sie herzlich ein, noch etwas zu verweilen. Nutzen Sie die Gelegenheit, in lockerer Atmosphäre mit Kongressteilnehmern, Referenten und Ausstellern Erfahrungen auszutauschen und neue Kontakte zu knüpfen.

Während des Kongresses:

Anbetung in der Kirche und Beichtgelegenheit; Gesprächsmöglichkeit mit den Referenten nach den Vorträgen; Präsentation von Organisationen und Initiativen an den Infoständen; Kinderbetreuung bis 12 Jahre bei Voranmeldung bis Ende Oktober

Kongressinformationen

Tagungsort: Pfarrsaal St. Thomas Morus
Hohe Kiefer 113, 14532 Kleinmachnow; Die Kirche St. Thomas Morus gehört zur Pfarrei Ss. Eucharistia, Teltow; www.sanctissima-eucharistia.de

Tagungsbeitrag:

Pro Person 30,- Euro, Ehepaare 40,- Euro, Kinder und Jugendliche bis 16 Jahre, Schüler, Auszubildende und Studenten mit Ausweis: Eintritt frei.

Überweisen Sie bitte parallel zur Anmeldung den Teilnehmerbeitrag auf folgendes Konto: Kath. Kirchengemeinde Teltow
IBAN: DE 76 1605 0000 3522 0209 78; Verwendungszweck: „Regionalkongress“ (bitte unbedingt angeben)

Mittagessen: In der Mittagspause stehen belegte Brote bereit. Hinweis für Priester: Konzelebranten bitte Albe und Stola mitbringen! Infostände: Reservierungsanfragen bitte an: info@maria-am-see.com

Anmeldung: Die Teilnahme am Kongress ist nur nach vorheriger schriftlicher Anmeldung möglich. Anmeldung bitte möglichst per E-Mail erbeten an: regionalkongress@web.de. Ihre Anmeldung ist verbindlich, wenn Sie den Teilnehmerbeitrag überwiesen haben. Eine Anmeldebestätigung erfolgt nicht. Weitere Auskünfte, Informationsmaterial und schriftliche Anmeldung auch unter: Dr. Hansjürgen Bals Tel.: 0 33 27 – 567 036, Am Plessower See 9 A, 14542 Werder

www.forum-deutscher-katholiken.de

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Prälat Ludwig Gschwind
Hl.-Kreuz-Str. 1, 86513 Ursberg
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Rektor Georg Alois Oblinger
Marienfriedstr. 62, 89284 Pfaffenhofen
- Pfr. Dr. François Reckinger
Eichenfeldstr. 16a, 40764 Langenfeld
- Prälat Prof. Dr. Dr. h.c. Lothar Roos
Kollegium Albertinum
Adenauer Allee 19, 53111 Bonn
- Gerhard Stumpf
Nordfeldstr. 3, 86899 Reisch
- Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus
Heidelbergerstr. 18, 86399 Bobingen
- Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Jesuit Friedrich Muckermann SJ Zeuge für die Wahrheit

„Die Einheit des deutschen Volkes muss durch eine neue Weltanschauung gewährleistet werden, da das Christentum in seiner heutigen Form den Anforderungen, die heute an die Träger der Volkseinheit gestellt werden, nicht mehr gewachsen ist.“ So legte Hitler am 27.8.1933 bei der Stabsführertagung in Bad Godesberg dar, warum die christliche Religion bekämpft werden musste, um einer neuen Weltanschauung Platz zu machen.

Jesus Christus sagte: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich“ (Joh 14, 6). Wer hierin die Grundlage seines Lebens sah, wurde dem totalitären Staat verdächtig. Er konnte weder Gewissensfreiheit noch Denkfreiheit für sich beanspruchen. Er wurde staatsfeindlicher Umtriebe bezichtigt und entsprechend bestraft.

Die Jesuiten hatten die NS-Oberen und das Reichssicherheitshauptamt als besondere Feinde der neuen Religion des Nationalsozialismus erkannt, weil sie fest im katholischen Glauben standen und diesen wortgewandt zu verteidigen und dem gläubigen Volk zu vermitteln wußten. Sie galten als vaterlandslose Dunkelkämpfer. Einen von ihnen, Pater

Friedrich Muckermann, erklärte der NS-Staat zum Staatsfeind Nr. 1. Gerade noch rechtzeitig vor der grauenhaften Mordnacht des 30.6.1934 (sog. „Nacht der langen Messer“) konnte er sich von Münster aus in die Niederlande in Sicherheit bringen. Die Gestapo hetzte ihn unerbittlich durch halb Europa: Rom, Wien, Paris, Südfrankreich. Schließlich gelangte er 1943 in die neutrale Schweiz nach Montreux, wo er das Kriegsende überlebte und 1946 starb.

Friedrich Muckermann, am 17.8.1883 in Bückeberg geboren, trat am 30. September 1899 in Blyenbeck (NL) in den Jesuitenorden ein und wurde 1914 zum Priester geweiht. Nun begann seine öffentliche Tätigkeit. Sein Kampf war gegen den Bolschewismus und gegen das Naziregime gerichtet.

In ungezählten Reden und Artikeln entlarvte er den Zeitgeist und wies Wege in die Zukunft. Er gab die vielgelesenen Zeitschriften „Der Gral“ (1939 verboten) und „Der deutsche

Weg“ heraus, sprach im Pariser Radio zuletzt vor dem Fall von Paris im Juni 1940. Er war Schriftsteller, Journalist, Prediger, Seelsorger, Redner, der die ungeistigen Kräfte in der Welt erkannte. Seine Prognosen über das Neuheidentum, den Glaubensverlust, die Gottlosigkeit und den Totalitarismus erscheinen auch heute noch prophetisch anmutend.

In seinen letzten Schweizer Jahren gab er noch zwei Bücher heraus über das technische Zeitalter aus christlicher Sicht und über Wladimir Solowjew. Was er

über diesen russischen Theosophen dachte, trifft auf ihn selbst zu. Er schrieb: „Solowjew war ein Mensch der Gottesordnung, innig verflochten mit der Liebe ... Weisheit paarte sich mit Wissen und Mystik mit nüchternem Sinn. Und aller Reichtum, der in ihm lag, war wundervoll beseelt von jener göttlichen Liebe, die wie eine heilige Flamme in ihm glühte ...“

Hermann Rieke-Benninghaus

